

SATURA
LANX
PHILOLOGICA



SATURA LANX PHILOLOGICA

Bericht über die Altphilologen - Tagung
des Landes Nordrhein - Westfalen
in Lüdinghausen / Westfalen
vom 10. - 12. Januar 1949

Im Auftrage des Altphilologen - Verbandes Nordrhein - Westfalen
herausgegeben von

ALFRED STEPHANY



ASCHENDORFFSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
MÜNSTER WESTFALEN

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort des Herausgebers	7
Die in Lüdinghausen gehaltenen Vorträge. (Zusammenfassende Referate und Auszüge)	11—72
1. Univ.-Professor Dr. Joachim Ritter (Münster): „Tradition und Geschichte“ (Referat)	11
2. Univ.-Professor Dr. Hans Erich Stier (Münster): „Das heutige Bild der antiken Geschichte“ (Auszug)	14
3. Univ.-Professor Dr. Max Wegner (Münster): „Das Musikleben der Griechen“ (Auszug)	24
4. Univ.-Professor Dr. Franz Beckmann (Münster): „Mensch und Welt in der Dichtung Vergils“ (Referat)	30
5. Univ.-Dozent Dr. Rudolf Güngerich (Münster): „Tacitus. Ergebnisse und Probleme der neueren Forschung“ (Auszug)	32
6. Univ.-Professor Dr. Friedrich Mehmel (Münster): „Christlicher Humanismus“ in der Antike (Referat)	36
Diskussionsbemerkungen von Studienrat Lic. Dr. Karpp (Godesberg) und von Dr. phil. habil. Heinr.-Otto Schröder (Menden)	39
7. Oberstudiendirektor Dr. Bernhard Kock (Duisburg): „Das altsprachliche Gymnasium heute. Aufgaben und Probleme“ (Auszug)	42
8. Univ.-Dozent Dr. Ludwig Budde (Münster): „Römische Villa und Vergilmosaik von Low Ham“ (Auszug)	52
9. Direktor Pater Eduard Hörder (Büren, Westf.): „Anfangsunterricht im Lateinischen“ (Auszug)	62
10. Univ.-Dozent Dr. Heinrich Drerup (Münster): „Die Ilias und die kretisch-mykenische Kultur“ (Auszug)	71
Die Wiederbegründung des Deutschen Altphilologen-Verbandes (Dr. Stephany)	73
Organisationsplan für den Wiederaufbau des Deutschen Altphilologen-Verbandes (Dr. Stephany)	77

Vorwort

In der Zeit vom 10. bis 12. Januar 1949 fand in Lüdinghausen (Westf.) eine Altphilologen-Tagung statt, zu der das Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen in Gemeinschaft mit der Westfälischen Landes-Universität Münster die Lehrer der alten Sprachen an den höheren Schulen Nordrhein-Westfalens eingeladen hatte. Die Anregungen zu einer solchen Tagung gingen von den Altphilologen an den höheren Schulen selber aus, die nach den langen Jahren der Isolierung wieder dringend nach Fühlungnahme mit der Wissenschaft verlangten. Ihre immer wieder schriftlich und mündlich vorgetragenen Wünsche wurden vom Schulkollegium in Münster ebenso wie von der Westfälischen Landes-Universität bereitwillig aufgenommen, und es bildete sich ein vorbereitender Ausschuß, der aus den Herren Oberschulrat Goldmann, Universitätsprofessor Dr. Beckmann und dem Unterzeichneten bestand. Die Tagung war schon für den Sommer 1948 in Aussicht genommen, aber die Währungsreform vereitelte diesen Plan. Nachdem dann das Kultusministerium von Nordrhein-Westfalen in großzügiger Weise die erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt und auch im übrigen seine Unterstützung zugesagt hatte, konnte die Tagung im Anschluß an die Weihnachtsferien 1948/49 durchgeführt werden. Als Tagungsort wurde die Stadt Lüdinghausen gewählt, weil der Leiter des dortigen Pädagogium Canisianum, Herr Dr. Hürfeld, das als Schülerheim eingerichtete schöne Schloß Westerholt zur Verfügung stellte und so eine nahezu ideale Unterbringung und Verpflegung der Teilnehmer gewährleistete. Mit Rücksicht auf den vorhandenen Unterkunftsraum hatte man die Zahl der einberufenen Teilnehmer auf etwa 70 beschränkt; wie groß aber das Interesse der Altphilologen für diese Tagung war, zeigte sich daran, daß außerdem noch etwa 50 Kollegen auf eigene Faust und eigene Kosten angereist kamen, die dann teils zwischen ihrem Wohnort und Lüdinghausen hin- und herfuhrten, teils auch noch zusätzlich von dem unermüdlichen und gastfreundlichen Herrn Dr. Hürfeld irgendwie untergebracht wurden. Allerdings wies die als Vortragsaal dienende Aula der Höheren Landwirtschaftsschule, ein alter Ritteraal, bei rund 120 Hörern oft eine beängstigende Fülle auf, und auch für die Diskussion wäre eine kleinere Teilnehmerzahl wohl förderlicher gewesen.

In einem besonderen Raume des Wohnheims veranstalteten das Institut für Altertumskunde der Universität Münster und die Verlagsbuchhand-

lungen Aschendorff (Münster) und Klett (Stuttgart) eine Ausstellung neuerer wissenschaftlicher Literatur sowie neuer Schulbücher, die in der vortragsfreien Zeit eifrige Beachtung fand.

Die Gesamtleitung der Tagung lag in der bewährten Hand des Oberschulrats Goldmann. Wenn ihr Hauptziel, die Teilnehmer zu einer lebendigen Wiederbegegnung mit der Wissenschaft zu führen, auch wirklich erreicht wurde, so gebührt das Verdienst daran den beteiligten Professoren und Dozenten der Universität Münster und unter ihnen wieder besonders dem trotz seiner Überlastung mit den Amtsgeschäften des Prorektors um die innere Gestaltung der Tagung besonders verdienten Professor Dr. Beckmann. Eine willkommene Ergänzung erfuhr das Programm durch die beiden von bekannten Schulmännern gehaltenen Vorträge.

Eröffnet wurde die Tagung durch den Leiter des Schulkollegiums Münster, Reg.-Direktor Dr. Schulte, der in seiner Begrüßungsansprache die Ziele der Tagung umriß: Verbindung zwischen Schule und Wissenschaft, sowie Klärung der Lage des altsprachlichen Gymnasiums von heute. Er forderte eine richtig verstandene Gegenwartsnähe des altsprachlichen Unterrichts, denn: »wer die Alten richtig liest, ist sicher, daß er immer neu bleibt.« Den besonderen Dank des Kultusministeriums sprach Frau Ministerialrätin Dr. Bardenhewer, die am 2. Tage den Vorträgen beiwohnte, allen beim Zustandekommen und bei der Durchführung der Tagung Beteiligten aus. Sie versprach auch die Unterstützung des Ministeriums bei der Einrichtung eines Landesinstituts für den altsprachlichen Unterricht.

Ein besonderes Ergebnis der Tagung war schließlich die Wiederbegründung des Altphilologen-Verbandes, die von den anwesenden rund 120 Tagungsteilnehmern aus Rheinland und Westfalen einhellig gewünscht und freudig begrüßt wurde. Zu vorläufigen Leitern der zu bildenden Landesverbände wurden gewählt: für Nordrhein OstD Dr. Kock (Duisburg, Landfermannngymnasium), für Westfalen OstD Dr. Stephany (Münster, Paulinum und Schillergymnasium), für Lippe StR Reich (Detmold, Leopoldinum). Die Ausdehnung des Verbandes über die Landesgrenzen von Nordrhein-Westfalen hinaus soll erstrebt werden; als Endziel gilt ein Deutscher Altphilologen-Verband, wie er vor 1933 bestanden hat.

Es war der Wunsch der Tagungsteilnehmer ebenso wie der Schulbehörde, daß die Ergebnisse der Tagung in einer besonderen Veröffentlichung zusammengefaßt und in dieser Form außer den Teilnehmern auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollten. Wenn die vorliegende Schrift nunmehr erscheinen kann, so ist das dem Entgegenkommen der Vortragenden zu verdanken, die zusammenfassende Übersichten ihrer Vorträge zur Verfügung stellten oder doch die auf Grund

von Niederschriften verfaßten Berichte durchsahen und für die Veröffentlichung zurechtmachten. Auch den Verfassern dieser Berichte, die ungenannt bleiben wollen, gebührt unser aufrichtiger Dank. Angefügt ist dann ein Bericht über die Wiederbegründung des Altphilologen-Verbandes, sowie ein Organisationsplan für den Wiederaufbau des Verbandes.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche Veröffentlichung keine wirkliche Einheit darstellen kann. Zu mannigfaltig sind schon die von den einzelnen Rednern behandelten Themen, zu verschiedenartig ist vor allem auch die Form, in der die Vorträge hier erscheinen. So müssen wir um Nachsicht bitten: man möge diese Schrift hinnehmen als eine bunte Schüssel von Gaben einer Anzahl von Wissenschaftlern und Schulmännern an ihre Fachgenossen an den höheren Schulen, eben als eine wirkliche *Satura Lanx Philologica*.

Sie soll nicht nur berichten über die erste Altphilologen-Tagung unseres Landes nach dem 2. Weltkriege und nicht nur die wichtigsten Gedankengänge aus den gehaltenen Vorträgen festhalten für Teilnehmer und interessierte sonstige Altphilologen, sondern darüber hinaus auch werben für ein weiteres Fortschreiten auf dem in Lüdinghausen betretenen Wege einer Wiederannäherung von Schule und Universität und eines Zusammenschlusses aller geistig lebendigen Altphilologen zur Förderung ihrer wissenschaftlichen und methodisch-didaktischen Weiterbildung im Rahmen des überall wieder aufzubauenden Altphilologen-Verbandes.

Münster, im Oktober 1949.

Dr. Alfred Stephany.

Tradition und Geschichte.

Professor Dr. Joachim Ritter.

(Referat)

Herr Prof. Dr. Ritter führte in seinem Vortrag aus:

Verstehen wir unter Tradition die Weitergabe des Unterrichts der Alten, so gilt es einzusehen, daß das Problem der Tradition kein romantisches ist, sondern ein gegenwärtiges in dem Maße, wie die Rede von der abendländischen Kultur nicht romantisch gemeint ist, sondern die Gegenwart betrifft.

Die heutige Gesellschaft kann in ihrer Kultur und Zivilisation nicht mehr als abendländisch bestimmt werden, auch nicht mehr als christliche Gesellschaft: Die Gesellschaft, die sich heute über die ganze Erde verbreitet, läßt sich kennzeichnen als universale Nachfolgegesellschaft aller ihr vorhergehenden Kulturen. Die Äußerungen des modernen Lebens in Wissenschaft, Technik, Kunst, Unterhaltung usw. sind überall auf der Erde die gleichen. Die moderne Welt ist zunehmend gleichgültig gegen das geschichtliche Herkommen, daher ihre Neutralität gegenüber den christlichen und sonstigen religiösen Traditionen: sie sind für sie nicht verbindlich.

Man kann zwar rein historisch feststellen, daß diese Gesellschaft etwa auf das christliche oder das antike Herkommen zurückgeht, aber das Problem, um das es geht, ist, ob dieses Herkommen die Wahrheit und das Sein der gegenwärtigen Kultur ausmacht. Diese Kultur ist nur lebendig, wenn ihre Wahrheit und ihr Sein als wirklich anerkannt werden. Es fragt sich, ob sie noch den Zusammenhang des Bewahrens und Fortpflanzens wahrt, den wir Tradition nennen, ob sie die Wahrheit und das Sein des Herkommens als die Grundlagen ihrer eigenen Wirklichkeit versteht. Nur dann, wenn die Wahrheit und das Sein des Herkommens als Wahrheit der Gegenwart anerkannt werden, ist es sinnvoll, von abendländischer Kultur zu sprechen.

Für eine geschichtliche Betrachtung bedeuten die Lehren etwa der Philosophie oder Theologie bloße Aussagen, der Tradition bleiben sie lebendig wirksam. So konnte Augustin Platons Lehren in sein christliches System aufnehmen, weil bei Platon die gleiche Wahrheit schon ausgesprochen ist, die Augustin als die christliche lehrt. Auch Platon hat teil am Logos; weil die Übereinstimmung der Wahrheit vorausgesetzt wird, wird Platon

als Glied der Tradition eingereiht. In derselben Weise greift Thomas von Aquin auf Aristoteles zurück: Er entdeckt die gemeinsame Wahrheit. In dieser Einheit liegt die Tradition begründet. Wir finden sie überall da, wo eine Welt den gemeinsamen Boden eines Seins und einer Wahrheit bewahrt. In diesem Sinne ist die Tradition im Abendland bis zum 16. Jahrhundert lebendig gewesen. Lehre und Lehrer waren Einer verbindlichen Wahrheit teilhaft und zugehörig.

Die abendländische Kultur ist in ihrem Traditionszusammenhang grundlegend bestimmt durch jene auch heute noch wirksame lebendige Kraft, die wir Humanismus oder humanistische Bildung nennen. Auf die Frage, was darunter zu verstehen sei, ist zu antworten: Weder rein formale Schulung des Geistes — die wäre auch durch die Beschäftigung mit Mathematik oder Physik zu erreichen — noch historische Bildung — es wäre nicht einzusehen, warum als Gegenstand bloßen historischen Erkennens eine bestimmte abgeschlossene Kultur den Vorrang vor einer andern haben sollte. Humanistisch ist vielmehr die Lehre und der Unterricht, in denen der Mensch durch die Begegnung mit den alten Meistern und Lehrern zum Menschsein hingeführt und gebildet wird. So versteht es schon Cicero: Die Alten sind die Lehrer und Meister. So hat es Dante für Vergil ausgesprochen: Du bist mein Meister, du mein höheres Vorbild. — Die Haltung des Humanismus bedeutet also etwas ganz anderes als historische Würdigung. Das Licht ist der alte Meister, und dies Licht leuchtet die Gegenwart aus — nicht umgekehrt.

Humanismus ist also Nachfolge im Unterricht der alten Meister. Wenn wir deren Lehre klassisch nennen, so bezeichnen wir mit diesem (oft mißbrauchten) Wort die große und gelungene Aussage einer Lehre oder Wahrheit, die über ihre Zeit hinaus verbindlich bleibt. Alle andern (historischen) Bestimmungen des Klassischen zielen an diesem Punkte vorbei. — Klassisch ist Vergil als Lehrer des Abendlandes, der »Philosoph, der alles weiß« (Fulgentius). Er ist es, weil seine Stimme die erhabenste Roms ist und wir in der Verschiedenheit unserer Sprachen an ihm ein gemeinsames Maß der Vollkommenheit besitzen (vgl. T.S. Eliot, Merkur 1, H. 11).

Obwohl seit der Aufklärung dieser Sinn des Klassischen in Frage gestellt wurde, hat Goethe das Wesen des Klassischen in dem angedeuteten Sinne erkannt und versucht, diese Bedeutung zu retten. Winkelmanns »Geschichte der Kunst des Altertums« macht deutlich, daß das Klassische mehr ist als Historie. Es geht nicht um Kenntnisse des Wissens, sondern um Regeln für das Ausüben, die das klassische Maß in die Gegenwart zurückrufen. Die Kunst der Babylonier und Ägypter kann unsere Begriffe erweitern, die Kunst der Griechen Regeln geben für unser Urteil und Wirken. — Das Wesen der Tradition ist einfach und klar ausgesprochen in einem Brief Goethes an Zelter vom 18. 3. 1811: »Jeder echte

Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heiliges bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will.«

Das gemeinsame Heilige ist also der Boden, auf dem die Tradition gründet. Nur von daher ist die retrospektive Tradition möglich, in der das Christentum die Lehren der großen Weisen vor Christus in sich aufgenommen hat, nur von daher ist Augustins Wort zu verstehen: vera religio ab origine generis humani. Was in der Tradition bewahrt wird, ist der gemeinsame Boden, der Grund des Seinssinnes.

Weil der Mensch sein Sein vergessen kann, weil er — wie es Platon durch das Höhlengleichnis versinnbildet — gefesselt in einer Höhle des Vergessens das wirkliche Sein nicht mehr sieht, darum ist anamnesis, ist traditio, Weitertragen des Wissen um den Grund des Seins, notwendig. — Die Entfernung des Menschen vom Grunde des Seins ist immer mehr gewachsen. Schon Plato sagt: Die Alten haben die Gaben der Götter, die Weisheit an uns weitergegeben, die Alten, die stärker waren und den Göttern näher wohnten (Philebos). — Wir wohnen in einer Welt, die dem Sein so fern ist, daß die philosophische Tradition nur noch als ein Zusatz erscheint. In dieser Welt ist das Bedürfnis nach Verlorenem größer als bei früheren Geschlechtern. Doch das Bewahren bedeutet noch nicht Versöhnung und Ende des Vergessens; die Geschichte der menschlichen Gesellschaft ist nicht am Ende.

Diese Gesellschaft, die seit ein paar Jahrhunderten kein Verhältnis zu ihrem Herkommen mehr hat, ist wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß sie sich selbst als voraussetzungslosen Anfang versteht. Auch die neuere Philosophie setzt sich nach ihrem Bruch mit der Tradition im 17. Jahrhundert ein neues Prinzip im Prinzip des Anfangs. Man könnte das Prinzip des Anfangs schlechthin das Prinzip der neuen Welt nennen. Es ist die Erfahrungsform der modernen Wissenschaft auf allen ihren Gebieten geworden. Wie Descartes in seinen Meditationen von der zunächst erforderlichen »Auskehr« seiner Meinungen spricht, so könnte man allgemein von der Auskehr aller Voraussetzungen in der modernen Welt sprechen. Das Resultat dieses Abbaus des Herkommens ist die homogene auf »Kritik« gegründete Gesellschaft, die vom Verzehr des Herkommens lebt.

Wenn wir einsehen, in welcher Weise die Geschichte der modernen Gesellschaft bestimmt ist durch das Verhältnis zu der geschichtlichen Substanz ihres Herkommens, und wenn wir auf der andern Seite Tradition als restitutio und anamnesis verstehen, als Bewahrung dessen, was der Fortschritt der Geschichte zum Vergessen gebracht hat und bringt, so wird deutlich, daß die Traditionsbedürftigkeit in unserer modernen Welt größer ist als früher, weil unsere Wirklichkeit dem Sein entfernter ist als die früherer Zeiten.

Das heutige Bild der antiken Geschichte.

(Auszug)

Professor Dr. Hans Erich Stier.

In der intensiven und weitverzweigten wissenschaftlichen Arbeit an der Erschließung der Geschichte der griechisch-römischen Welt zeichnet sich während des letzten Menschenalters unverkennbar ein grundlegender Wandel der Auffassung ab, über den es sich verlohnt, in Kürze Regenschaft abzulegen. Es handelt sich dabei primär weder um den Gegensatz einer älteren und einer jüngeren Forschergeneration noch um das für eine lebendige Wissenschaft selbstverständliche Hereindringen der jeweils in der Tagesöffentlichkeit geltenden politischen und weltanschaulichen Ideen. Beides würde lediglich besagen, daß eine Forschung, die nur von außen, nur von nicht ihrem eigenen Bereiche entspringenden Anregungen und Tendenzen her, Leben und Bewegung erhielt, in Wirklichkeit stagnierte, »auf der Stelle träte«. In Wahrheit liegt es umgekehrt: sie ist es, die die Aufgabe hat, dem Leben neue, wohl auch unerwartete oder gar überraschende und »unzeitgemäße«, Einsichten zu vermitteln, denen die Praxis des Tages in ihren Entscheidungen und Maßnahmen Rechnung tragen muß, wenn sie falsche Wege und verfehlte, gegebenenfalls von geradezu verhängnisvollen Folgen begleitete Entschlüsse wirklich vermeiden will, und in denen eine gesunde, aufbauende Zeitkritik allein einen sicheren Ausgangspunkt finden kann. In der Altertumsforschung der letztvergangenen drei Jahrzehnte handelt es sich nicht um Veränderungen, die einen Fortschritt, lediglich vortäuschen (nach dem Motto: *plus ça change, plus c'est la même chose*), sondern um einen echten Fortschritt unserer Erkenntnis, großenteils gegen die ursprünglichen Intentionen der beteiligten Forscherpersönlichkeiten.

Dieser Fortschritt gibt sich in einer immer stärker werdenden Annäherung moderner Urteile an die in unserem Quellenmaterial, also in den Werken der Zeitgenossen, der Mitlebenden, von Rang enthaltenen Wertungen besonders auffallend zu erkennen. Was das zu bedeuten hat, läßt sich daran ermesen, daß es im Laufe des 19. Jahrhunderts, des Zeitalters der »Umwertung aller Werte«, in weiten Kreisen der Wissenschaft geradezu üblich geworden war, den Quellen mit äußerstem Mißtrauen, ja mit völliger Ablehnung gegenüberzustehen. Die grundlegenden Ergebnisse der Quellenkritik, die das Vertrauen vor allem auf

Werke wie Livius' Römische Geschichte erschüttern mußten und damit zur Entstehung einer modernen Geschichtsforschung überhaupt geführt haben, wurden übertreibend als Legitimation für eine solche geistige Haltung angesehen. Der zweifellos gerechtfertigten Begeisterung über eine der bedeutendsten Leistungen historischer Arbeit, die Wiedergewinnung der hellenistischen Periode, ihrer grandiosen Geschichte und ihrer weltverändernden Universalzivilisation, schien Polybios' ablehnende Stellung zu den mächtigsten hellenistischen Monarchen seines Zeitalters entgegen den ausdrücklichen Versicherungen des Autors lediglich einer tendenziösen Vorliebe für die römischen Sieger zu entspringen und daher den modernen Betrachter nicht zu binden. Ja, man empfand es in vielen Fällen fast als eine Bestätigung der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges, wenn die sich ergebenden eigenen Urteile über Menschen und Mächte der Antike denen der Zeitgenossen widersprachen oder gar diametral entgegenstanden, die doch immerhin vor dem spätgeborenen modernen Betrachter den unbestrittenen Vorzug besaßen, dabei gewesen zu sein. Nur zu häufig war dabei der Wunsch, es möge so gewesen sein, wie man es sehen wollte, der Vater des Gedankens, doppelt verwunderlich eigentlich bei einem Zeitalter, das die Voraussetzungslosigkeit des Denkens gern als seine besondere Tugend feierte. Das Jahrhundert mißglückter Revolutionen fühlte sich in eigentümlicher Weise hingezogen zu den großen Gescheiterten, den problematischen Naturen, deren Schicksal die Sinnlosigkeit und das erschütternde Umsonst der Weltgeschichte zu bestätigen schien. Und da diese pessimistische Auffassung dem Protest gegen den reichlich oberflächlichen, romantisch gefärbten Optimismus eines klassizistischen Epigontums entsprang, war ihr unstreitbar ein echtes, zu Herzen gehendes Pathos eigen. Die Erfolgreichen, in sich Abgeklärten erschienen flach; man erklärte sich ihr Gelingen mit der unberechenbaren Laune des Schicksals, das die Großen zu stürzen und die Unbedeutenden emporzutragen ließe — wobei dann die Frage unterlassen wurde, woran wir denn überhaupt die bedeutenden Persönlichkeiten zu erkennen und über ein rein subjektives Belieben hinaus von den unbedeutenden zu unterscheiden vermögen, wenn nicht an ihren Früchten.

Themistokles war jener Zeit nicht nur der Sieger von Salamis, sondern weit darüber hinaus der einen Perikles an Klarsicht weit überragende Staatsmann, der Griechenlands politische Zukunft als eine nationale Machtfrage begriff, die von Athen rücksichtslos im Sinne einer Unterwerfung aller übrigen Hellenenmächte und ihrer Eingliederung in einen Einheitsstaat hätte gelöst werden müssen, und der darüber zu Fall kam. Nachdem auch die mehr oder minder verheißungsvollen Möglichkeiten, die sich mit den Namen Kleon und Alkibiades für Athens Mission in Hellas zu verbinden schienen, verschwunden waren, wandten sich die

Sympathien maßgeblicher moderner Betrachter dem ebenso skrupellosen wie brutalen Sparta der Lysander und Agesilaos und seinem westgriechischen Gegenbilde und Verbündeten, dem hochbefähigten Tyrannen Dionys I. von Syrakus, dann König Philipp von Makedonien und seinen griechischen Parteigängern wie Isokrates und Äschines zu, neben denen Demosthenes ein verbohrt, engstirnig-partikularistischer Reaktionär gewesen sei, ein echter Sohn der »Advokatenrepublik« Athen. Damit war man bei der Geschichte des Hellenismus, der welterobernden Ausbreitung griechischer Kultur unter der politischen Leitung des Makedonentums und seiner großen Kriegsfürsten; sollte man nicht hinter ihr die kleinräumige Geschichte der griechischen Klassik des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. als eine Geschichte der verpaßten Gelegenheiten völlig zurücktreten lassen? Und meinte man nicht, der siegreichen »hellenistischen« Moderne hätte noch eine glanzvolle Dauer beschieden sein können, wenn nicht die aufsteigende römische Weltmacht jäh dazwischengetreten wäre? So erstrahlte Hannibals verzweifelter Kampf für das Staatensystem des Hellenismus gegen Rom in immer hellerem Lichte, bis der große Karthager schließlich entgegen der antiken Tradition nicht mehr als Angreifer, sondern als Angegriffener hingestellt wurde, als edelgesinnter, griechisch hochgebildeter, bei aller glühenden, ja fanatisch-nationalistischen Vaterlandsliebe doch maßvoller Staatsmann, der beinahe nur notgedrungen zum genialen Schlachtenlenker und Verwüster Italiens geworden zu sein schien. Nicht dem »unbedeutenden« Scipio sei er erlegen, sondern einem blind waltenden Verhängnis; sein Untergang sollte zugleich den Untergang der griechischen Kultur und ihren Ersatz durch römische Halbkultur im »ertötenden Einerlei«, im »Kirchhofsfrieden« des Imperium Romanum bedeutet haben. Die Sympathie mit dem bedeutenden Soldaten übertrug sich für die römische Geschichte auf die Gestalt Caesars, des »größten aller Römer«, wie ihn Mommsen nannte: sinnlos wie seine Ermordung erschien auch das Scheitern seines eigentlichen Erben, des Antonius; »bei Actium hätte Antonius siegen müssen«, hat Oswald Spengler kurzerhand erklärt (Untergang des Abendlandes 2, S. 230). Zu dieser unbedingten Kritik an der Geschichte stimmte ein anderer, für die allgemeine Einstellung bezeichnender Ausspruch von ihm (I. S. 184): »Der unbedeutende Augustus hat Epoche gemacht, der große Tiberius ging wirkungslos vorüber«. Hat sich hier die Vorliebe für die tragisch Gescheiterten in besonders zugespitzter Form zu Wort gemeldet, so hat man auch für den Ausgang der römischen Kaiserzeit und damit der antiken Geschichte seit Jakob Burckhardt versucht, alles Licht auf den nicht minder tragisch gescheiterten Diokletian fallen zu lassen, während Konstantin sich mit einer zweitrangigen Stellung begnügen sollte, — der Tatsache, daß ihn und nicht seinen Vorgänger die Geschichte mit dem Beinamen des »Großen« ausgezeichnet

hatte, zum Trotze. Es war die Zeit, die auch die Italienpolitik der mittelalterlichen Kaiser als einen Irrtum der Weltgeschichte bedauern wollte, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf ganz anders lautende Stimmen aus jener kraftvoll blühenden Epoche selber. Für die antike Geschichte schien sich an die Stelle der altvertrauten Reihe Perikles — Epaminondas — Demosthenes — Scipio — Augustus — Konstantin eine ganz andere mit den prominenten Namen Themistokles — Agesilaos bzw. Dionys I. — Philipp — Hannibal — Caesar — Diokletian gesetzt zu haben. Versuchte die ursprüngliche Auffassung das Christentum als unentbehrliches Glied der Geschichte der Kaiserzeit zu begreifen und sinnvoll einzuordnen, so wurde es nunmehr fast Mode, es als einen der Antike nicht zugehörigen Fremdkörper ganz bewußt abzulehnen oder es höchstens als mehr oder weniger fatales Dokument eines angeblichen Sieges der Unvernunft über die Vernunft gelten zu lassen. Niebuhrs berühmte Grundforderung für die Vernunft ernst zu nehmende historische Betrachtung der Dinge, »sich philologische Überlieferung als wirklich vorzustellen«, d. h. literarische Berichte in reales Geschehen umzudenken und daraus einen Maßstab für ihre Glaubwürdigkeit zu gewinnen, wurde nicht eben selten dahin verstanden, man habe sich von der schriftlichen Überlieferung weitestgehend unabhängig zu machen zugunsten dessen, was man sich unter »Wirklichkeit« vorstellte.

Die Forschung verdankt dieser Einstellung, daß eine ganz erhebliche Fülle historischer Erscheinungen in ihren Gesichtskreis trat, die man ehemals stiefmütterlich behandelt hatte, und damit das Bild der antiken Geschichte ungeahnt bereichert wurde. Die innere Gesundheit und Lebendigkeit der Wissenschaft sprach sich dann aber darin aus, daß es nicht zu neuer Einseitigkeit mit umgekehrtem Vorzeichen kam, daß man sich nicht in dem Gefühl verhärtete, der Mensch des 19. und 20. Jahrhunderts sei selber wertsetzender Gott geworden, sondern daß man sich für die wirkliche Ordnung der Dinge, die ihre Wertungen nicht vom Betrachter erhält, sondern in sich trägt, im Fortgange der Forschung wieder mehr und mehr zu öffnen vermochte. Auch auf diesem Gebiete enthüllen sich die geistigen Tendenzen der Hitlerjahre als ein schauerlicher Anachronismus. Wenn einer der damaligen Wortführer noch im Jahre 1942 schrieb, die längst vertrauten Geschehnisse, Gestalten und Schöpfungen der Antike bekämen im Lichte des neuen Tages ein neues Gesicht, so hätte es — was das traurige Ergebnis als Probe aufs Exempel nachher bestätigt hat — zutreffender geheißen, daß sich das angebliche neue Tageslicht vor den Neuerkenntnissen der wirklichen Wissenschaft von der griechisch-römischen Welt und ihrer Geschichte für den unvoreingenommenen Sachkenner in geradezu bestürzendem Ausmaße als eine schlimmer und schlimmer werdende, vordem lange überwunden geglaubte Verfinsterung enthülle. Die Überheblichkeit, mit der gar

mancher auf die überkommene Methodik und ihre Einsichten herabsah, paßte schlecht zu der fatalen Servilität gegenüber den von Sachkenntnis wenig oder garnicht getrübbten Parteigrößen, und dieser innere Widerspruch enthebt uns der Verpflichtung zu einer eingehenden Polemik gegen ein für nüchterne Forschung sowieso nie vorhanden gewesenes nazistisches »neues« Bild der Antike. Aber jene 12 Jahre haben doch gelehrt, wie wenig der wirkliche Weg, den die Wissenschaft nicht so sehr suchte als vielmehr durch ihre Arbeit an der Erforschung der Wahrheit geführt worden ist, in das Bewußtsein weiterer Kreise gedrungen ist.

Je besser die alten Kulturen des Orients bekannt wurden, in denen die Weltgeschichte ihren Anfang nahm, umso größeres Gewicht erhielt für das Verständnis der Eigenart der griechisch-römischen Welt die Idee der Freiheit. Trat sie in den antiken Quellen, griechischen wie lateinischen, geradezu dominierend hervor, so bereitete sie der modernen Forschung einige Verlegenheit, da diese im Zeitalter der nationalen Einigungsbewegungen namentlich die Geschichte Griechenlands nach Analogie etwa der deutschen Entwicklung als das Ringen eines hochbegabten Volkes um seinen nationalen Einheitsstaat zu begreifen suchte und deshalb den hellenischen Freiheitsdrang, dessen segensreiches Wirken auf geistigem und künstlerischem Gebiete bereitwilligst gewürdigt wurde, im politischen Bereiche als verhängnisvolle Belastung beklagte und brandmarken zu müssen glaubte. Immer zahlreicher sind inzwischen die Stimmen geworden, die dieser quellenmäßig nicht begründeten Auffassung widersprachen und sich gedrängt fühlten, für eine richtige Beurteilung griechischer Staatengeschichte den spezifisch griechischen, vom modernen verschiedenen Staatsbegriff grundsätzlich ernst zu nehmen. Dann steht die vielgestaltige Staatenwelt des klassischen Hellas nicht auf der Stufe des zersplitterten Italien der Renaissance oder des partikularistisch zerrissenen Deutschland seit dem späteren Mittelalter, sondern auf der des europäischen Staatensystems unserer Neuzeit. Und der hinter den wechsellvollen Auseinandersetzungen namentlich in der Zeit zwischen Salamis und Chäronea sichtbar werdende Sinn des Geschehens ist der Kampf um die Freiheit, um das Verhältnis von Hegemonie und Autonomie, von Großmacht und Kleinstaat, ja von Macht und Recht. Was Themistokles' geniale Leistung bei Salamis als neue Möglichkeit im politischen Leben offenbart hatte, den Triumph des Geistes über die Quantität, erhob Epaminondas mit seiner »schiefen Schlachtordnung« bei Leuktra erneut zum Beweise. Ranke hat klar gesehen, daß das tiefe Verwurzelte in der Freiheit für den Genius Europas besonders charakteristisch ist. Europa als welthistorischer Faktor aber ist in Hellas geboren worden; mit dem Indogermanentum allein war es noch nicht gegeben, sind doch die ursprünglich indogermanischen Perser zu den

aktivsten Vorkämpfern des Orients gegen das Abendland geworden und den Griechen als die eigentlichsten Verkörperer des »barbarischen« Asien erschienen. So fügt sich das richtiger verstandene Bild der griechischen Geschichte bestens zu der spezifisch »europäischen« Mission des Hellenentums. Und hierher gehört auch das bessere Verständnis, das man seit einiger Zeit der innerpolitischen Gestaltung der antiken Staatenwelt entgegenzubringen vermochte. Der Weg zum freien Staate des sich selbst bestimmenden und selbst für sich verantwortlichen Volkes erschien nur solange als vorübergehende Verirrung oder gar als Irrtum, als man die Äußerungen seiner Gegner allzu unbesehen zur Ausfüllung der Lücken in unserer Überlieferung verwendete — etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, die durch und durch tendenziöse Schilderung des »Staates der Athener«, die unter Xenophons Schriften geraten, aber schon etwa in der Zeit des Samischen Krieges, also um 440 v. Ch., entstanden ist, zur Ergänzung und Korrektur der Leichenrede des Perikles bei Thukydides 2, 37 ff. — oder gar die Zustände im Zeitalter der Auflösung und der Ochlokratie, mit ihrem Primat niedriger Leidenschaften gegenüber der Vernunft, nicht sauber genug von der Zeit gesunder, kraftvoller Blüte der attischen Demokratie vor Kleon sonderte. In Wirklichkeit haben wir es bei dem Athen des Perikles mit einem Staatswesen zu tun, das in sich den spezifisch europäischen Genius nicht minder klassisch verkörperte als es für die hellenische Geistigkeit und Kunst der Blütezeit längst anerkannt ist. Nicht an seiner Unvollkommenheit und der Überlegenheit seiner Feinde ist dieser Staat letzten Endes zugrunde gegangen, sondern an dem übermächtigen, schicksalhaften Heroinbrechen der neuen philosophischen Strömung, der sophistischen »Aufklärung«, die die alten Normen fortschreitend in ihr Gegenteil verkehrte, Gesetz und geltendes Recht als bloße Menschenatzung abtat und an ihre Stelle das angeblich »naturgemäße« Recht des Stärkeren zu setzen strebte. Die Lebenskraft des demokratischen Ideals in Hellas war immerhin so erheblich, daß ihm auch im Niedergange noch einmal ein bedeutender Verfechter erstehen konnte in Demosthenes. Er ist in den Forschungen etwa der letzten zwanzig Jahre von dem Vorwurf partikularistisch-reaktionärer Haltung wieder befreit worden und hat eine »Renaissance« erlebt, die den Wandel in unserer Beurteilung der maßgeblichen Persönlichkeiten antiker Geschichte vielleicht am deutlichsten widerspiegelt. In der Betrachtung des Hellenismus beginnt sich heute neben der ehemals allein gewerteten Linie von Alexander abwärts zu Kleopatra VII. die andere, zunächst nur schwach erkennbare, dann aber immer stärker hervortretende und schließlich in Politik und Kultur die »Moderne« zugunsten einer neuen »Klassik« fast gänzlich zurückdrängende Linie von Demosthenes aufwärts zu Augustus herauszuheben.

Damit ist die Betrachtung bei der römischen Geschichte angelangt, deren hier nur in Kürze gedacht werden kann. Die Zeit, in der man alles Römische als etwas Zweitrangiges oder bestenfalls Abgeleitetes ansehen wollte und in dem Übergange der Führerrolle vom Griechentum zum Römertum ein ebenso unentrinnbares wie ungerechtfertigtes trauriges Schicksal beklagte, ist für die Wissenschaft vorüber. Ein vertieftes Bemühen um das rechte Verständnis der zahlreichen neuen Einblicke, die uns die intensive Arbeit fast aller Sonderdisziplinen gerade auf diesem Gebiete der antiken Geschichte geschenkt hat, lehrte die Eigenart des römischen Wesens mit seinen erstaunlichen ethischen Qualitäten und seiner tief verwurzelten Religiosität erheblich besser kennen. Der Sieg Roms über Hannibal ist als der denkwürdige Triumph des Charakters über das Genie erkannt worden. Die Dämonie im Wesen des größten Karthagers ist wieder sichtbar geworden, seitdem man in der viel diskutierten Frage nach der Schuld am 2. Punischen Kriege sich enger als bisher an die Darstellung bei Polybios anzuschließen gelernt hat (nicht zuletzt durch die Erkenntnis, daß der sog. Ebrovertrag von 226 v. Chr. keineswegs die Festlegung einer Grenze gegenseitiger Interessensphären gewesen ist, sondern eine einseitige Verpflichtung Hasdrubals) und das Zerrbild berichtigen konnte, daß einst Mommsen vom älteren Scipio entworfen hatte. Der defensive Charakter der römischen Außenpolitik ist wieder deutlich geworden, auch in den Kriegen, die zum Zusammenbruche der politischen Welt des Hellenismus im Osten führten.

Caesars letztes Willen erscheint heute als ein bewußtes Verlassen der vom Römertum im Vertrauen auf den Willen des von Jupiter gesetzten Fatums beschrittenen Bahnen, als ein Einlenken in die Zielsetzungen Alexanders und des nunmehr zum Anachronismus gewordenen Hellenismus, und die tragische Ermordung des einzigartigen Mannes als letzten Endes trotz der erneuten Heraufkunft schrecklichster Greuel des Bürgerkrieges positiv zu wertendes Ereignis der antiken Geschichte. »Den Ideen des März ist es zu danken, daß die Entwicklung, die Caesar mit kühnem Griff hatte vorwegnehmen wollen, langsam und segensreich in Jahrhunderten sich vollzogen hat, daß Rom und das Römertum nicht nur ein Name geblieben ist, sondern sich jetzt erst, im Anschluß an den Staatsbau des Augustus, voll entfalten und ausleben konnte« (Ed. Meyer). Die eminente welthistorische Bedeutung des Kaisers Augustus liegt heute wieder klar vor aller Augen. Wie er der würdige Erfüller der allen Enttäuschungen zum Trotz seit dem Untergang der griechischen Klassik mit geradezu rührender Zähigkeit festgehaltenen Hoffnung auf das Kommen eines irdisch-menschlichen Friedensbringers geworden ist — was das ihm verdankte Geschenk einer gesicherten und lebenskräftigen Friedensperiode für die leidgeprüfte Menschheit damals bedeutete, vermögen gerade heute wir nachzuempfinden, denen ein solches, nicht

minder heiß ersehntes Geschenk noch immer vorenthalten bleibt! —, so bedeutet das Zeitalter, das den Namen des Augustus trägt, die Geburt einer echten neuen Klassik aus eigener Kraft des antiken Heidentums, doppelt erstaunlich als Ergebnis der scheinbar hoffnungslos gewordenen geistigen und sittlichen Zerrüttung in der Ära der Bürgerkriege. Mit dieser Einsicht fällt zugleich die Möglichkeit dahin, das Christentum als eine längst fällig gewordene und einzig noch gebliebene Wiedererhebung einer zusammengebrochenen Menschheit aus den inneren Triebkräften der geschichtlichen Entwicklung selbst herzuleiten. »Man kann sich schwer einen weltgeschichtlichen Augenblick vorstellen, in dem der Adventus Jesu Christi überflüssiger erscheinen mochte als eben damals« (E. Stauffer). Jesu Lehre und Sein erscheinen heute wie ein Maßstab, an dem sich eine Menschheit alsbald zu messen hatte, die über dem Gefühl geretteter oder wiedererlangter Gesundheit in die Gefahr geriet, den wahren Sinn ihrer Existenz zu vergessen. Ein Vergleich zwischen Jesus und Plato, wie ihn einst die Schlußbetrachtung in Wilamowitz' »Glaube der Hellenen« — natürlich zugunsten des großen hellenischen Denkers — enthielt, entlockt uns bestenfalls ein Lächeln; allzu deutlich ist wieder die völlige Verschiedenheit der Ebenen sichtbar geworden, auf denen die Geschichte beide dem unbefangenen Blick zeigt.

Es überrascht nicht, wenn die Epoche, in der die römische Geschichte endgültig zur Weltgeschichte geworden ist und die Grundlagen für das neuere Europa gelegt hat, eine erheblich positivere Würdigung als vorher gefunden hat. Auch diese Wendung erfolgte im Anschluß an eine veränderte Bewertung wichtiger, in der früheren Forschung zu leichtfertig beiseite geschobener Quellen, wie etwa der Rede des Aelius Aristides auf Rom aus dem Jahre 156 n. Chr. Der besondere Charakter und die eigentümliche Leistung römischer Kunst sind klarer herausgearbeitet worden, als es einer Wissenschaft möglich war, die jene in ihrer Gesamtheit lediglich als eine Spielart hellenistischer Kunst betrachten wollte und die Zäsur nicht recht beachtete, die das Augusteische Zeitalter bedeutet. Aufstieg und Kampf des Christentums erscheinen nicht mehr wie ein Fremdkörper in der Geschichte der Kaiserzeit, sondern als Kernstück ihrer geistigen Entwicklung; seine einzigartige welthistorische Bedeutung für die Rettung dessen, was eine Zeit der Krise und des Unterganges wie die der Spätantike von dem Geisteserbe Griechenlands und Roms noch übrig ließ, ist deutlich geworden, ebenso wie seine schlechthin entscheidende Rolle für die Wiedergeburt des in dem zu bedrohlicher Macht emporgestiegenen Orientalismus nahezu erstorbenen Abendlandes. Daß damit der seit Jakob Burckhardt schwebende Rangstreit zwischen Diokletian und Konstantin — man darf wohl sagen: endgültig — zugunsten des letzteren entschieden ist, soll hier nur am Rande vermerkt werden.

Wenn wir zum Schluß versuchen, die im Vorstehenden skizzierte Wandlung unserer Urteile über die antike Geschichte auf einige knappe Begriffe zu bringen, die nicht als bequeme Schlagwörter einen Gegenstand »erschlagen«, sondern nur als Orientierungspunkte in der Erscheinungen Fülle dienen sollen, so läßt sich zusammenfassend sagen, daß die Wissenschaft in ihrer ehemaligen, teils bewußten, teils unbewußten Ausrichtung auf Macht, Genie und Ruhm als angeblich allein tragende Mächte der antiken, auf den Staat als höchsten Wert bezogenen Geschichte sich dahin korrigieren mußte, daß in Wirklichkeit Freiheit, Charakter und Friede die gestaltenden, zukunftsweisenden Ideen und Mächte dieser Geschichte gewesen sind und die in ihnen spürbare, schließlich zu ganz unerwarteter und über Menschenermessen hinaus leuchtender Klarheit aufstrahlende Hinführung zu Gott. Damit hat die Geschichte der Antike, die der Historismus zu einer in keiner Weise bevorzugten Sonderprovinz der allgemeinen Weltgeschichte degradieren zu sollen glaubte, ihre Vorzugsstellung als schlechthin klassische Einführung in das Wesen der geschichtlichen Existenz des höheren Menschentums wiedergeschenkt erhalten, genau entsprechend der Überwindung des Relativismus in unserer Einstellung zur antiken Geistigkeit und Kunst, ja diese vielleicht noch überbietend. Es wird für die Wiedergesundung des modernen Geistes und die Überwindung der nun nahezu zwei Jahrhunderte auf den Gemütern lastenden, sie bald zu trügerischem, ja verbrecherischem Taumel dahinreisenden, bald in quälender Schwermut und Tatenscheu zu Boden drückenden Kulturkrise geradezu entscheidend sein, ob und wann es gelingt, jene neuen, innerhalb der wissenschaftlichen Forschung selbst aus ehrlicher Wahrheitssuche entspringenden Einsichten für den Erzieher wirklich fruchtbar zu machen.

Literaturangaben

(in Auswahl):

- Allgemein: H. Bengtson, Einführung in die Alte Geschichte (München 1949). Griechische Geschichte: H. E. Stier, Grundlagen u. Sinn der griech. Geschichte (1946). W. Jaeger, Demosthenes (1959); Paideia Bd. 1—5 (1934—1947). H. E. Stier, Alexander d. Gr., im Reallexikon für Antike u. Christentum, herausgeg. von Th. Klauser, 2. Lieferg., Sp. 261 ff. H. V. Instinsky, Alexander der Große am Hellespont (Godesberg 1949). G. Rodenwaldt, Die Akropolis (2. Aufl. 1935).
- Römische Geschichte: R. Heinze, Von den Ursachen der Größe Roms (1921, 3. Aufl. 1950); dazu F. Altheim, Italien u. Rom Bd. 1 (1941) S. 170 ff. H. E. Stier, Roms Aufstieg zur Vormacht im Mittelmeer, in »Die Welt als Geschichte« 7 (1941) S. 9 ff. *Vorgeschichte des Hannibalkrieges*: Ed. Meyer, Kleine Schriften Bd. 2 (1924) S. 333 ff.; F. Altheim, Weltherrschaft u. Krise (1935) S. 47 ff. *Scipio*: Ed. Meyer, Hannibal u. Scipio, in »Meister der Politik« Bd. 1, S. 128 ff.; Altheim a. O. S. 65 ff. *Cicero*: M. Gelzer, M. Tullius Cicero als Politiker, in Paulys Realenzyklopädie der klass. Altertumswiss. VII A (1939) Sp. 827 ff. *Caesar*: Ed. Meyer, Caesars Monarchie (1918, 2. Aufl. 1919), besonders S. 547 f. *Augustus*: Ed. Meyer, Kl. Schriften Bd. 1 (1924) S. 425 ff.; R. Heinze, Kaiser Augustus, in »Vom Geist des Römertums« (1938) S. 171 ff.; Die Augusteische Kultur (1950, 3. Aufl. 1959); G. Rodenwaldt, Kunst um Augustus (1942). *Augustus und Jesus*: E. Stauffer, Christus u. die Caesaren (1948), besonders S. 90 ff. *Römische Kunst*: H. Koch, Röm. Kunst (1925; Neubearbeitung 1949); A. von Gerkan, Griech. Städteanlagen (1924). *Kaiserzeit*: M. Rostovtzeff, Gesellschaft u. Wirtschaft im röm. Kaiserreich, dtsh. Ausg. (1930); darin Bd. 1, S. 112 ff. über Aelius Aristides' Rede auf Rom. [Vgl. jetzt F. Altheim, Literatur u. Gesellschaft im ausgehenden Altertum (1948) S. 165 ff. über die Bewertung Herodians.] *Armin*: H. E. Stier, Zur Varusschlacht, Histor. Zeitschrift 147 (1932) S. 499 ff.; Die Bedeutung der röm. Angriffskriege für Westfalen, Westfäl. Forschn. Bd. 1 (1938) S. 269 ff. *Konstantin*: Joseph Vogt, Konstantin der Große und sein Jahrhundert (München 1949); A. Graf Schenk von Stauffenberg, Das Imperium u. die Völkerwanderung (1947), besonders S. 23 ff. *Fortleben der Antike u. Christentum*: H. Aubin, Von Raum u. Grenzen des deutschen Volkes (1938), besonders S. 45 ff., 52 f.; Vom Absterben antiken Lebens im Frühmittelalter, in »Antike u. Abendland« Bd. 3 (1948; verkürzt abgedruckt in H. Aubin, Vom Altertum zum Mittelalter, 1949, S. 74 ff.); K. F. Stroheker, Der senator. Adel im spätantiken Gallien (1948); H. E. Stier, Die geistigen Grundlagen der abendländischen Kultur (1947).

Das Musikleben der Griechen.

(Auszug)

Professor Dr. Max Wegner.

Die Musik der Antike ist für uns unwiederbringlich verklungen. Bei der ungemeinen Bedeutung aber, die sie bei den Griechen gehabt hat, nicht nur in ihrem Geistesleben, sondern vor allem auch in ihrem Kult und ihrer Gesellschaft, darf man die Bemühungen nicht aufgeben, von dem Verlorenen wenigstens eine Ahnung wiederzugewinnen.

Wie alle Geistesformen hat auch die Musik der Griechen sich geschichtlich entwickelt. Deshalb können die Aussagen des späten Musikschrifttums der Alten, auf die sich die bisherige Erforschung der griechischen Musik vor allem stützte, nicht für verbindlich und allgemeingültig angesehen werden. Für die frühe, archaische und klassische Zeit des griechischen Altertums muß man versuchen aus den gleichzeitigen Schrift- und Bildwerken eine greifbare Vorstellung von der Eigenart des griechischen Musiklebens zu gewinnen.

Der Ursprung griechischer Musik ist mannigfach im Mythos begründet. Die Musen, die der Musik überhaupt den Namen gegeben haben, sind die göttlichen Sängerinnen, von denen der sterbliche Sänger Gabe und Kunde empfängt. Apollon ist der göttliche Leierspieler und als solcher Führer des Musenchors. Hermes gilt als Erfinder von Musikinstrumenten: die Schildkrötenschale benutzte er für die Herstellung der Leier, die er dann als Versöhnungsgeschenk dem Apollon übereignet, und als Hirten-gott erfindet er die Syrinx, die sein Sohn Pan übernimmt, und nach dem sie noch heute Panpfeife genannt wird. Daß Athena die Auloi erfunden habe, ist böotische Sage. Die Athener glaubten indessen, sie habe das Rohr verworfen, weil es das edelgebildete menschliche Antlitz entstellt, und verflucht. Marsyas machte sich zum Meister ihres Spiels und wollte darin Apollon übertreffen. Bei ihrem Wettstreit machte ihn jedoch der Schiedsspruch der Musen zunichte. Mänaden und Silene schwärmen mit Schalmeien und Klappern im Gefolge des Dionysos, der selbst gelegentlich die Leier spielt und als der Urheber der rauschhaften Musik zu gelten hat. Nike, die auch im musischen Agon den Sieg verleiht, kommt gelegentlich als Leierspielerin vor, und Eros gibt mit der Salpinx das Zeichen zum Angriff. Die Sirenen werden mit ihrem Gesang den Schiffen gefährlich und musizieren mit Gesang und Instrumenten als »Musen des Jenseits«.

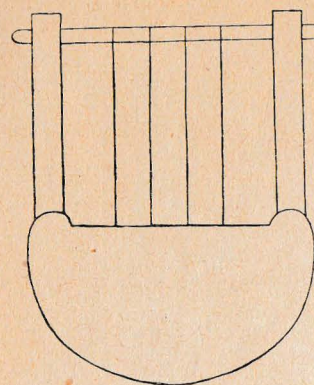


Abb. 1. Phorminx

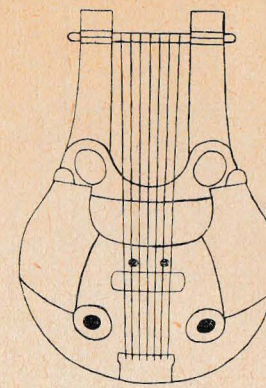


Abb. 2. Wiegenkithara

Unvergleichlich ist die innige und ursprüngliche Beziehung einiger der höchsten griechischen Götter und göttlichen Wesen zur Musik und ihrer Ausübung; weder vorher noch nachher ist die Musik so wahrhaft göttlich gewesen wie bei den Griechen.

Einige mythische Sänger wie Orpheus, Thamyras, Linos, Musaios, Amphion oder Arion vermitteln die musische Gabe den Menschen, wirken Wunder durch ihren Gesang und ihr Saitenspiel und verfallen tragischem Schicksal. Den Darstellungen der bildenden Kunst verdanken wir eine verlässliche Kenntnis der Musikinstrumente des höhern griechischen Altertums. Die Phorminx, das Saitenspiel der Epoche Homers, wird uns durch spätgeometrische Vasenbilder als viersaitige Leier kenntlich. Die Kithara ist das mächtige Saiteninstrument mit kastenförmigem Schallkörper, das uns seit der archaischen Zeit in den Händen des Apollon und der Kitharoden begegnet. Eine Abart ist die Wiegenkithara, deren Schallkörper kreisbogenförmigen Umriss zeigt. Zwei leichtere Leiern entsprechen der Erfindung des Hermes, insofern ihr Körper dem Schildkrötengehäuse gleicht; sie gehen daher unter dem Namen Chelys. Die eine von beiden hat Arme, die wie Hörner gebogen sind; es ist die eigentliche Lyra, die von Apollon bevorzugt wird und ihrem Wesen nach als apollinische Leier bezeichnet werden könnte. Ihr Gegenstück ist das Barbiton oder die dionysische Leier, denn Dionysos selber spielt sie gelegentlich und im dionysischen Kreis des Komos und Thiasos hat sie ihren Wirkungsbereich; sie ist von schlankem Bau und ist durch anders geführte Arme äußerlich kenntlich. All diese Leiern, zu denen noch eine zweite Abart der Kithara, die sogenannte Thamyras-Kithara gehört, sind mit sieben Saiten bespannt. Eine reichere Saitenbespannung zeigen die verschiedenartigen Harfen, die sämtlich, im Unterschied zu den orientalischen Bogenharfen, Winkel-

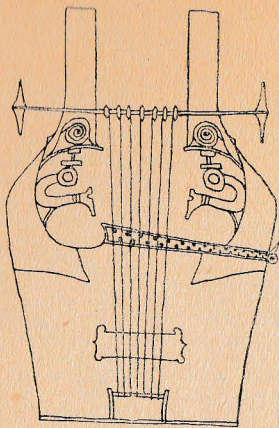


Abb. 3. Kithara

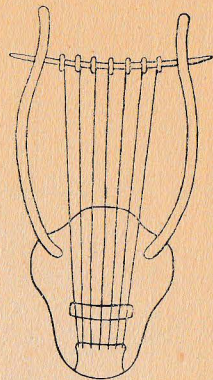


Abb. 4. Lyra

harfen darstellen, insofern nämlich der Resonanzkörper und der Saitenhalter in mehr oder minder weitem Winkel aneinandergefügt sind. Ist auch die dritte Seite der Harfe geschlossen, so bietet sich für dieses Instrument der Name Trigonon an; auch die Pektis muß eine Harfe gewesen sein. Nur eine einzige Darstellung einer Laute begegnet bis zum Ende der klassischen Zeit, obwohl dieses Instrument, an das sich unsere Streichinstrumente anschließen, im alten Orient bereits weit verbreitet war.

Die zweite Hauptgruppe der Musikinstrumente, die Blasinstrumente, ist bei den Griechen durch Aulos, Syrix und Salpinx vertreten. Die Auloi, die fälschlich als Flöten bezeichnet werden, sind unseren Oboen vergleichbar und werden durch ein Mundstück mit Zungenblättchen angeblasen; sie kamen stets paarweise vor. Aus einer Folge von Pfeifen, fünf, sieben oder neun, von verschiedener Länge oder abgestufter Tiefe der Höhlung besteht die Syrix, die Pan- oder Hirtenpfeife. Bei der Salpinx wird, unserm Horn entsprechend, in das offene Ende des Rohrs hineingeblasen; ein Schalltrichter verbreitet sich glockenförmig, weshalb dies Blasinstrument gelegentlich auch Kodon genannt wird.

Endlich bilden Krotala, Kymbala, Tympana und Xylophon die dritte Gruppe, die Schlaginstrumente. Die Krotala, meist pluralisch genannt, weil sie paarweise Verwendung finden, und Handklappern aus zwei beweglichen Schenkeln von gespaltenem Rohr, Ton oder Erz. Die Kymbala bestehen dagegen aus zwei getrennten großen Becken aus Metall, die mit beiden Händen aneinandergeschlagen werden. Das Tympanon ist die handliche Rahmentrommel, beiderseits mit Tierhaut überzogen und mit den Fingern geschlagen. Ein merkwürdiges, leiterähnliches In-

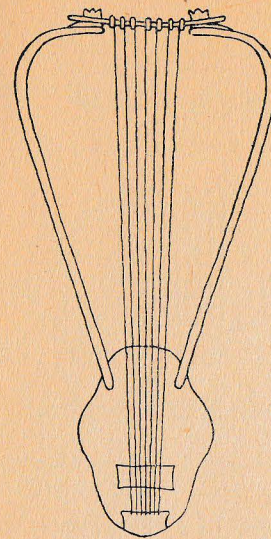


Abb. 5. Bariton

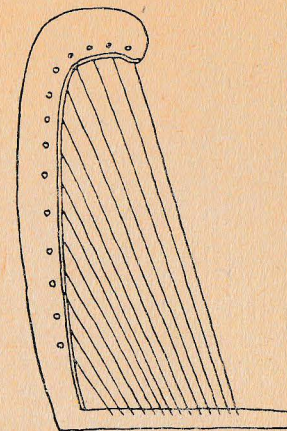


Abb. 6. Bügelharfe

strument begegnet im unteritalischen Kulturkreis, es wird meist als apulisches Sistrum bezeichnet, ist aber wohl besser Xylophon zu nennen.

Das Singen kann im Bilde nur durch einige Gebärden angedeutet werden; dagegen erhalten wir aus der Dichtung vielfältige Kunde über den Gesang. In dieser kurzen Zusammenfassung kann auf die verschiedenen lyrischen Gattungen und ihre jeweilige instrumentale Begleitung leider nicht näher eingegangen werden. Daher muß für alle Einzelheiten, die genauen Begründungen sowie die Wiedergabe griechischer Darstellungen auf die ausführliche Behandlung in dem soeben erschienenen Buch »Das Musikleben der Griechen« verwiesen werden. Ebenso verhindert die gebotene Kürze dieses Berichtes ein näheres Eingehen auf die verschiedenen und charakteristischen Gebräuche griechischer Musikübung, indem nämlich sehr genau und eigentümlich unterschieden wird, bei welchen Anlässen die einzelnen Instrumente angemessene Verwendung finden.

Die Schriftzeugnisse und bildlichen Darstellungen erlauben recht eingehend die Entwicklungsgeschichte des griechischen Musiklebens zu zeichnen. Anscheinend ist die griechische Musik nicht sklavisch abhängig von derjenigen des Alten Orients, wie gern behauptet wird. Die Musik der homerischen Zeit mit ihrer Vorherrschaft des Saitenspiels ist gewiß bodenständig und vom Orient unabhängig. Erst im siebenten Jahrhundert scheinen sich die Auloi zu verbreiten, vielleicht unter Verwendung von Anregungen aus dem Orient. Die Harfen, das wichtigste Saitenspiel der

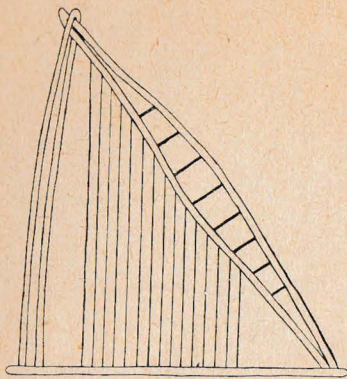


Abb. 7. Spindelharfe

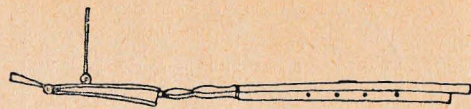


Abb. 8. Auloi mit Phorbeia

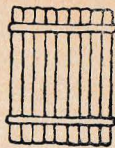


Abb. 9. Syrinx

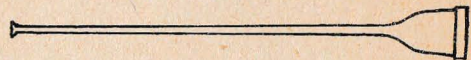


Abb. 10. Salpinx

altorientalischen Kulturen, kamen in Griechenland erst sehr spät, um die Mitte des fünften Jahrhunderts auf und die Laute, die zweifellos orientalischer Herkunft ist, begegnet bis zum Ende der klassischen Zeit nur ein einziges Mal im vorgerückten vierten Jahrhundert. Gerade die Harfe kommt erst in Aufnahme, als sich die griechische Musik von sich aus zu immer reicheren Spielformen entwickelte und eines vielsaitigen Instrumentes bedurfte zur Erzielung künstlicher Klangwirkungen. Das Zeitalter der Sophisten, das spätere fünfte Jahrhundert, ist in der griechischen Musikgeschichte das Virtuosenzeitalter. Platon sieht in dieser Entwicklung zu übersteigter Kunstfertigkeit eine große Gefahr und tritt in seinem Staat und in den Gesetzen mit großer Entschiedenheit für die alten Überlieferungswerte ein. Für ihn ist die Musik ein wichtiges Mittel ethischer Heranbildung des griechischen Menschen; nach ihm muß der Musik ein Ethos innewohnen. Unmittelbar nach Platon läßt Aristoteles die Musik bereits als Gegenstand des ästhetischen Genusses gelten. Damit wird eine Entwicklung eingeleitet, die zur neuzeitlichen Einschätzung der Musik hinüberführt. Die Geschichte der altherwürdigen und eigentümlichen griechischen Musik findet in der Zeit Platons ihr Ende.

Wesen und Eigentümlichkeit der griechischen Musik bis zur klassischen Zeit beruhen darin, daß sie keine Kunst war in unserem Sinne, sondern in ganz entschiedener Weise lebensbezogen blieb, sei es im Kult, sei es im Staat oder sei es selbst in privaten Bräuchen. Ursprünglich besaß sie sogar unmittelbar wirkende Kräfte. Sie galt als zauberkräftig. Durch Zaubergesang heilten die Söhne des Autolykos die Wunde des Odysseus, die ihm auf der Jagd auf den Pelion ein Eber gerissen hatte. Der Götter-

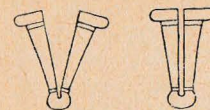


Abb. 11. Krotala

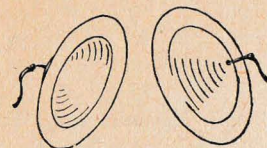


Abb. 12. Kymbala

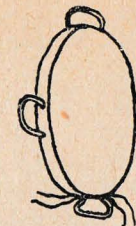


Abb. 13. Tympanon



Abb. 14. Xylophon

arzt bei Homer Paieon, ist nichts anderes als die Personifikation des heilenden Liedes. Der Paian, das apollinische Kultlied, leitet sich davon her. Bannende Kraft wohnt der Musik in ihrer Verwendung beim Opfer inne. Groß ist auch die Macht der Musik über das menschliche Gemüt; daher erklärt sich ihre ungemeine Bedeutung in der griechischen Jugendbildung. Pythagoras soll als erster den nachhaltigen Einfluß auf die sittliche Bildung erkannt haben. Damon sah den Sinn der griechischen Musik in ihrer Gemeinschaftsbestimmung, indem sie durch ihre Nomoi die unverrückbaren Ordnungen des allgemeinen staatlich-sittlichen Lebens ins Rechte rückt. Platon knüpft endlich bewußt an diese Auffassungen an und will gegenüber der künstlichen und virtuosenhaften Entartung der Musik seiner Zeit ihre altherwürdige Bedeutung als eines wichtigen Bildungsmittels wieder zur Geltung bringen. Er räumt ihr, in erster Linie der vokalen Musik, in seinem Idealstaat einen bedeutenden Platz ein mit der Begründung, daß durch Harmonie und Rhythmus zum Reden und Handeln geeignete und sittlich tüchtige Bürger herangebildet würden. So ist die griechische Musik bis zur klassischen Zeit mehr als nur eine schöne Kunst; sie hatte teil an den Kräften und Ideen, die das Gute, das Schöngute wirkten.

Mensch und Welt in der Dichtung Vergils.

Professor Dr. Franz Beckmann.

(Referat)

Prof. Beckmann besprach in seinem Vortrag »Mensch und Welt in der Dichtung Vergils« den aufschlußreichen Befund, daß die Dreiheit des vergilischen Gesamtwerkes drei Grundformen menschlichen Verhaltens zur Welt repräsentiert: die feiernd-untätige der Muße in den Bucolica, die das Werk schaffende der Arbeit in den Georgica, die sittliche Ideen verwirklichende, Zukunft und Geschichte stiftende der Tat in der Aeneis, versinnlicht in den Lebensformen des Hirten, des Bauern und des Helden. Indem der Mensch sich bei Vergil in einer der genannten Lebensformen determiniert, wird er zum Kristallisationspunkt einer aus dem objektiven Bestand des Umweltlichen sich aussondernden, analog determinierten, aber ganzen und runden »Welt«. Das aus der jeweils besonderen Verhaltensweise des Menschen zum Umweltlichen abgeleitete Prinzip, nach welchem die Auslese getroffen und Ganzheit geschaffen wird, ist mit Bewußtsein und Strenge gehandhabt. »Der Ton der Hirtenflöte verzaubert die Welt zum Schwingungsraum der feiernden Seele. Das Werkgerät in der Hand des Bauern macht die harte Gegenständlichkeit der Welt fühlbar und enthüllt die Wesensgesetzlichkeit der Dinge. Das Schwert in der Hand des Helden tut gute und böse Taten, es tritt hervor die Welt als sittliche Ordnung, wie der Täter sie verwirklicht, entstellt oder zerstört.« In charakteristischer Spannung zu dem Streben nach Besonderung und reiner Herausarbeitung jedes der einzelnen Weltaspekte, deren konstitutiven Elemente der Vortrag mit einer Fülle anschaulichen Stoffes beschrieb, steht bei Vergil eine außerordentliche Empfindlichkeit für den Anspruch des Objektiven auf Teilhabe an der Welt, die der Mensch sich stiftet. Die positive Seite dieser Empfindlichkeit ist der expansive Drang, im Prozeß der Weltverinnerlichung möglichst viel des Objektiven zu sich hereinzunehmen, nicht so sehr freilich im Sinne einer Anfüllung der Welt mit dem vielen Einzelnen als im Sinne einer Verbindung der jeweils sich konstituierenden Welt mit den großen Bereichen, aus welchen das universale Sein sich aufbaut. Vergil meistert dies mit einer eminenten Kraft des Einverwandeln und herrscherlichen Zusammenordnens und gibt so seiner Weltgestaltung jene Hoheit und jene Unendlichkeitwitterung, die den mächtigsten Zauber

seiner Dichtung ausmacht. In den Bucolica ist das alles bereits deutlich zu spüren. Schon hier, aus der Enge des arkadischen Traumlands, gelingt der Durchbruch in die Weite der realen Welt, in die Dimension des Geschichtlich-Eschatologischen, in die Unendlichkeit des Kosmischen. Der Bauer in den Georgica ist nicht eingekapselt in die ihn sichtbar umgebende kleine ländliche Welt, sondern er ist Zentrum des auf ihn sinnvoll hingeeordneten Universums, und die Arbeit des Bauern erfährt ihre Sinnbedeutung, indem sie als Teilfunktion in die göttliche Welterhaltung eingegliedert wird und somit auch zur völkererhaltenden cura des Herrschers in Beziehung tritt. Die Gegenwart des Aeneas ist zu Vergangenheit und Zukunft und zu den Bereichen des Unter- und Überirdischen hin in einer Weite geöffnet, daß sie im großen Zusammenhang des Geschichtlichen und des alles Geschichtlichkeit in sich aufhebenden fatums nahezu verschlungen wird. — Wollte man zeigen, wie dies alles in der vergilischen Dichtung Gestalt hat, so käme das einer Wiederholung des Vortrags gleich, worauf an dieser Stelle verzichtet werden muß. Der im Schlußwort ausgesprochene Satz, daß vor allen lateinischen Autoren Vergil es wert sei, auch unserer Jugend zu begegnen, weil er wie keiner aus der römischen Antike *Welt* zu erschließen vermöge, brachte das innerste Anliegen des Vortrags zum Ausdruck.

Der Vortrag erscheint in Kürze als Heft 1 in der Schriftenreihe Orbis Antiquus der Altertumswissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Münster, Verlag Aschendorff.

Tacitus, Ergebnisse und Probleme der neueren Forschung.

(Auszug)

Univ.-Dozent Dr. Rudolf Güngerich.

Die Arbeit der letzten Jahrzehnte an Tacitus ist besonders von der Schrift ausgegangen, die in seinem Werk eine Sonderstellung einnimmt, dem *Dialogus de oratoribus*. Hier gestattet uns der Verfasser in der gelockerten Freiheit des Gesprächs Einblicke in Bezirke seiner Geistigkeit, die wir hinter der strengen Form der historischen Werke nur ahnen können. Dürfen wir diesen *Dialogus* als *taciteisch* bezeichnen? Die Problemlage hat sich bekanntlich um das Jahr 1914 durch neues Material völlig verschoben. Die Frage lautet seitdem: Sind die inneren Beziehungen des *Dialogus* zu den sicher *taciteischen* Werken, die vor der Jacobs'schen Entdeckung nur die überlieferte Verfasserschaft gegen herangetragene Zweifel zu schützen brauchten, so stark, das sie allein oder zusammen mit gewissen Indizien das Werk dem Tacitus zuweisen können? Ich glaube, man kann diese Frage bejahen, aber die Wissenschaft hat diesen Nachweis noch zu liefern und darf sich davon nicht durch die Abneigung abhalten lassen, ein unter andern Bedingungen vieldiskutiertes und scheinbar erledigtes Problem wieder aufzunehmen.

Die Abfassungszeit des *Dialogus* ist für die innere Entwicklung des Tacitus wichtig. Ich bin überzeugt, er ist nach Domitian verfaßt, und habe in einem Aufsatz, der demnächst erscheinen soll, ausgeführt, daß Tacitus die *Institutio oratoria* des Quintilian gekannt haben muß.

Die innere Erfassung des Tacitus muß weitgehend von der Arbeit am *Dialogus* geleistet werden. Es ist ein erfreuliches Zeichen für das Hinauskommen über unverbindliche Subjektivitäten, daß zwei etwa gleichzeitige, voneinander unabhängige Arbeiten weitgehend zu denselben Ergebnissen gekommen sind, Kurt von Fritz, *Aufbau und Absicht des Dialogus de oratoribus*, Rhein. Mus. 81 (32) 275–300, und Friedrich Klingner, *Tacitus, Antike* 8 (32) 151–69 = *Röm. Geisteswelt*, Lzg. '43, 310–37. Kurt von Fritz geht von Fragen der Interpretation des *Dialogus* aus und stößt von da zu einer Sicht der Persönlichkeit des Tacitus vor, Klingner zielt von vornherein auf eine Bewältigung des ganzen Tacitus und wertet dafür besonders den *Dialogus* aus. Ich halte diesen Essay von Klingner für das Beste, was über Tacitus im ganzen gesagt worden ist. Spätere Gesamtdarstellungen haben nichts wesentlich Neues mehr hinzugefügt,

gelegentlich durch das Überspannen eines Erziehungsgedankens bei Tacitus das Bild verzeichnet.

Was ist nun das Anliegen des Tacitus im *Dialogus*, und was macht diese Schrift uns von dem Verfasser sichtbar? Ganz verfehlt ist es, das Werk — wie es noch in der neuesten Auflage des Schanz-Hosius geschieht — in der Fragestellung mit der verlorenen Schrift Quintilians, *De causis corruptae eloquentiae*, zusammenzurücken. Dagegen hat sich schon Heinze, *Geist des Römertums* 275, gewandt. Nicht um Technisch-Rhetorisches wie bei Quintilian geht es, die letzten Fragen der geistigen und menschlichen Existenz in der damaligen Zeit werden gestellt und — nicht etwa beantwortet, das wäre unmöglich, aber in ihrer Verflechtung und Vielfalt erhellt.

Auch hier war das Gesamtverständnis des *Dialogus*, insbesondere der so wichtigen Figur des Redners und Dichters Maternus in der Lösung verschiedener philologischer Einzelprobleme verhaftet. Stroux hat in einem Kabinettstück textkritischer Feinarbeit *Philol.* 86 (31) 338–48, aus der richtigen Interpretation eines Satzes die Bahn der Wirksamkeit des Maternus erschlossen. Und für das Verständnis des Aufbaus der Schrift hat der von mehreren Seiten (z. B. von Barwick, *Festschrift für Judeich*, Weimar '29) geführte Nachweis vorwärts gebracht, daß die Annahme der sog. »zweiten Lücke« (im Kap. 40) auf einem Irrtum beruht. Diese Lücke, deren Ansatz keinerlei Stütze in der Überlieferung hat, hatte man innerhalb des letzten Stückes, das als Rede des Maternus überliefert ist, angenommen, weil man einen — zweifellos vorliegenden — neuen Ansatz in der Betrachtung nicht mehr demselben Redner zutrauen wollte wie das vorhergehende Stück. Dank der Darlegungen von Klingner und Kurt von Fritz haben wir aber die spannungsreiche Tiefe der Persönlichkeit des Maternus erkannt, die dem ganzen Stück zugrunde liegt.

Ich glaube, alle Unterredner — auch Messalla, bei dem es von Fritz verneint — tragen eine solche Vielfalt und Spannung in sich. Die geistige Tragweite des Gesprächs, die mannigfachen Beziehungen der Teilnehmer zueinander, die Feinheit der gegenseitigen Beeinflussungsversuche beruhen gerade darauf, daß keiner einfach und ungebrochen eine These vertritt und den andern etwa über Dinge belehren will, die dieser nicht verstünde, sondern daß sie alle an gewisse Seiten und Strebungen in der komplexen Persönlichkeit des andern appellieren können.

Und Tacitus? wird man fragen, was kann man über ihn und seine Geistigkeit erschließen, vom *Dialogus* ausgehend und die andern Werke in den Kreis der Betrachtung ziehend? Man würde ihm und seinem reichen Gespräch über die Redner sicher Unrecht tun, wenn man ihn schlechthin mit einem der Unterredner gleichsetzen wollte. Um diese Charaktere so gestalten zu können, hat er sicher irgendwie außerhalb

stehen müssen; aber er hat auch etwas von jedem in sich getragen; denn sonst hätte er sie nicht so bilden können. Auch gibt es Einsichten, die so evident sind, das man sie kaum aussprechen kann, ohne sie anzuerkennen, z. B. die für die Antike so erstaunliche des Maternus von den Grenzen, die der Entwicklung und Auswirkung geistiger Dinge durch die geschichtliche Stunde gesetzt sind. Und daß Tacitus im Dialogus als Ausprägung der Dynamik innerhalb der menschlichen Seele, als Kündler sittlicher, menschlicher, geistiger Werte erscheint, das ist schon nach dem Gesagten klar. — Für die innenpolitische Haltung des Tacitus hat uns Klingner endgültig von der Vorstellung einer entscheidenden Änderung und Entwicklung des Tacitus befreit. Tacitus ist nie Republikaner gewesen, er hat immer den Prinzipat als Notwendigkeit erkannt, aber er war sich auch immer der Gefahr bewußt, die dieser für viele Werte bedeutete, der Verzicht, die er dem Menschen auferlegt. Bis zu welchem Grad und in welchen Formen sich *virtus* in den historischen Bedingungen halten und auswirken kann, das ist eine der wesentlichen Fragen, mit denen er auf das Geschehen blickt.

Daneben ist wohl bei Klingner das leidenschaftliche Interesse für alles Seelische nicht ganz nach Gebühr herausgehoben worden. Wie Heinze in dem schon erwähnten Aufsatz »*Urgentibus imperii fati*« ausgesprochen, Erw. Wolff, Herm. 69 (34) 121—66 ausgeführt hat, ist auch in der Germania das Interesse letzten Endes auf das Seelische gerichtet. Wichtig ist Heinzes schlagende Widerlegung der Ansicht, die in der Germania einen »verselbständigten Exkurs« der Historien sehen wollte und sie dadurch innerhalb des taciteischen Gesamtwerks abgewertet hat.

Wenn wir die Wertungen des Tacitus überschauen, so müssen wir ein Wort zu seinem »Imperialismus« sagen, von dem aus ihn Vogt weitgehend hat verstehen wollen. Sie kennen das Bructererkapitel der Germania, Sie kennen die brutalen, illusionslosen Äußerungen über die Römer aus dem Agricola. Sicher hat Klingner darin recht, daß die »Brutalität« nicht naiv ist, ich glaube aber nicht mit ihm, daß sich Tacitus zu dieser Härte deshalb zwingt, weil er in einer gewissen Verzweiflung für die *virtus* wenigstens gegen Roms äußere Feinde einen Spielraum finden will. Das erscheint mir zu künstlich und widerspricht eben dem Bructererkapitel, wo es gerade als »*magnificenti*« bezeichnet wird, daß dieser Stamm nicht »*armis telisque Romanis*«, also nicht durch römische Tapferkeit, sondern durch germanischen Hader zur Augenweide der Römer gefallen ist, es widerspricht der Vorstellung, die im Folgenden durch »*urgentibus imperii fati*« wachgerufen wird. Ich glaube, Tacitus hat einen wachen Sinn für das Kräftespiel und den Kampf, der so oft zum menschlichen Leben gehört, er empfindet gerade als sensibler, geistiger, künstlerischer Mensch diese Härte als schmerzlich, aber als notwendig, und da er sich der politi-

schen Gefährdung Roms bewußt ist, muß er wünschen, daß die fremden Völker gedemütigt und geschwächt werden, und sich Rom so der Gefahr gegenüber behauptet. —

Zum Schluß noch ein Wort über Tacitus als Künstler der Sprache. Auch hier können wir vom Dialogus ausgehen; zweifellos hat der Verfasser die relative Berechtigung der Moderne (Aper) und des Klassizismus (Messalla) erkannt. So sicher er die Klassiker über die Redner seiner Zeit gestellt hat, so sicher hat er gespürt, daß es auch hier historische Bedingungen für das Mögliche und Wirkungsvolle gibt.

Die künstlerische Reflexion, die Bewußtheit in der Anwendung bestimmter Stile ist grundlegend für die Ästhetik, die aus allen Wertungen des Dialogus hervorleuchtet. Der überlegte Kunstwille, das *iudicium*, das einen bestimmten Stil wählt, und das *ingenium*, das diesen Stil zu erfüllen und zu verwirklichen hat — das sind die beiden Kräfte, die man vom ersten Kapitel an immer wieder greifen kann. Diese Ästhetik steht natürlich im Zusammenhang damit, daß damals tatsächlich die bewußte Wahl eines Stils eine große Rolle spielt und das unbewußte Getragensein und Sichtragenlassen von dem Fluidum der Zeit demgegenüber zurücktritt.

So hat Tacitus selbst für seine historischen Werke einen Kunststil geformt. In ihm haben sich Elemente der Klassik, besonders Sallust, aber auch Cicero, und solche der Moderne, der Geist der Declamationen und Senecas, und aus der Poesie übernommene Wendungen verbunden und sind von der künstlerischen Kraft des Tacitus so zu einem einheitlichen Ganzen geprägt worden, daß wohl kein Mensch den komplexen Charakter dieser Kunstsprache ahnen würde, wenn uns etwa die römische Literatur vor Tacitus verloren wäre.

Die Erforschung dieses Stils ist in der letzten Zeit zu wichtigen Erkenntnissen gekommen. So haben Löfstedt und sein Schüler Eriksson die auffallende Tatsache festgestellt, daß Tacitus in den letzten Annalenbüchern gewisse extrem-unklassische Eigenwilligkeiten aufgibt und sich klassischer Sprache nähert, Sörbom ist der *variatio* bei Tacitus, also einem wichtigen Stilfaktor, sorgfältig nachgegangen.

Eine Betrachtung des taciteischen Stils, welche die Einheit in der Mannigfaltigkeit der künstlerischen Mittel aufwies und sich über das Feststellen und Beschreiben zu einer künstlerischen Würdigung erhöhe — wie sie etwa Latte für den freilich einfacheren Sallust geliefert hat — bleibt noch eine Aufgabe für die Zukunft.

»Christlicher Humanismus« in der Antike.

Professor Dr. Friedrich Mehmel.

(Referat)

Professor Mehmel ging in seinem Vortrage davon aus, daß das Wort »Christlicher Humanismus« in der letzten Zeit ein beliebtes Modewort und so etwas wie ein »Requisit eines geistigen Marshall-Plans« geworden sei, wobei sich aber gerade die eifrigsten Benutzer des Wortes offenbar nicht darüber im klaren seien, was sie eigentlich mit der Zusammenstellung dieses Adjektivs und Substantivs in den Mund nähmen. Um Klarheit zu gewinnen, würde man gut tun, die Anfänge des »christlichen Humanismus« in Augenschein zu nehmen. Er wolle hier nicht den christlichen Humanismus in der Antike behandeln, sondern nur sprechen über »christlichen Humanismus« — ohne Artikel und stattdessen in Anführungszeichen — in einer kleinen Ecke des christlichen Altertums: im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts, als das Christentum nach der letzten Offensive des Heidentums unter Julian endgültig gesiegt hatte.

Als so etwas wie ein Urahn der »christlichen Humanisten« gilt Hieronymus (um 348—420), der schon von den Humanisten (z. B. von Erasmus) als solcher besonders verehrt wurde. Er ist sehr bewandert in der Literatur besonders der Römer und zitiert immer wieder Cicero, Horaz, Vergil und die Komiker. Trotzdem verwirft er die heidnische Weisheit etwa in dem Briefe an Hilario (Nr. 14), in dem er den »stultus Plato« ebenso wie Aristoteles am jüngsten Tage verdammt werden läßt. Der Einfluß Tertullians im Stil und im Rigorismus macht sich geltend. Man kann nicht zugleich den Kelch Christi und den Kelch der Dämonen (gemeint ist die antike Literatur) trinken, so sagt er, und angeblich hat er die Lektüre der heidnischen Klassiker ganz aufgegeben, als er in einem Traumgesicht vom göttlichen Richterstuhle her das strenge Wort vernahm: »Ciceronianus es, non Christianus!« (Brief Nr. 22). Hieronymus hat die Spannung zwischen Christentum und Antike als Problem empfunden. Aber wenn er auch Ansätze zu einer strengen theoretischen Scheidung der beiden Welten macht, so widerspricht doch seine Praxis dem immer wieder. Er fühlt sich gefangen von der vollendeten Form der antiken Autoren. In dem Briefe Nr. 70 an Magnus beantwortet er dessen Frage, warum er in seinen Schriften die heidnische Literatur so sehr heranziehe. Er weist darauf hin, daß auch die früheren christlichen Schriftsteller so verfahren

seien, vor allem aber zeichne sich die antike Literatur durch ihre formale Schönheit aus. Dabei stellt er das im Deuteronomion gestattete Verhältnis eines rechtgläubigen Israeliten zu einer schönen heidnischen Kriegsgefangenen in Parallele zu dem Verhältnis eines Christen zu der formvollendeten antiken Literatur. Wie aus dem im AT gestatteten Verhältnis Kinder entsproßen dürften, so könnten durch die Verbindung von christlichem Geiste mit antiker Form Kinder Gottes geformt werden.

Kommt also Hieronymus über eine äußerlich-formale Berührung mit der Antike nicht hinaus, so vermag auch Ambrosius nicht zu einer Synthese zwischen Christentum und Antike vorzudringen. Das zeigt vor allem seine Schrift »De officiis ministrorum«, in der er der bisherigen philosophischen eine christliche Ethik gegenüberstellt. Er lehnt sich hier aufs engste an Ciceros Schrift »De officiis« an, so daß das eigentlich Christliche nur wie aufgeleimt erscheint. An die Stelle der von Cicero zahlreich angeführten Beispiele aus der römischen Geschichte setzt Ambrosius solche aus dem Alten Testament; seine ethischen Anschauungen belegt er ebenfalls gern aus dem AT, um zu zeigen, daß die Weisheit der Philosophen schon dort ausgesprochen und die christliche Ethik also viel älter sei als die heidnische. Den Zwiespalt zwischen den stoischen Gedankengängen Ciceros und der Ethik des Christentums vermag er nicht zu überbrücken, von einer das Wesentliche berührenden Auseinandersetzung ist keine Rede.

Nachdem Professor Mehmel festgestellt hatte, daß demnach die Auseinandersetzung dieser Lateiner mit der Antike ganz an der Oberfläche bleibt, wandte er sich den Griechen zu.

Basilus der Große (um 330—379) hat eine eigene Schrift über das Verhältnis der christlichen Lehre zur antiken Bildung geschrieben, den »Logos pros tus neus«. Es ist bezeichnend, daß diese Schrift schon 1459 in Mainz in lateinischer Übersetzung gedruckt und sehr geschätzt wurde. Das Ganze ist ein Protreptikos zur Philosophie, d. h. zur christlichen Weltanschauung. Hier empfiehlt Basilus eine Auswahl aus der antiken Literatur nach dem Maßstab des »chresimon«. Die antike Literatur hat nach ihm einmal propädeutische Bedeutung, sie soll sodann ein Schmuck des Menschen sein. Zwischen der Hl. Schrift und den als »ta exothen« bezeichneten antiken Werken besteht eine gewisse »oikeiotes«, eine innere Verwandtschaft. Basilus vergleicht die sapientia saecularis mit den Blättern am Obstbaum. Seine Auswahl umfaßt moralische Stellen, an denen sittliche Grundsätze des Christentums illustriert werden können. Gefühlsmäßig bejaht Basilus die Möglichkeit einer Harmonie zwischen Christentum und Antike; verstandesmäßig kann er sie aber weder sich selbst noch anderen klarmachen.

Neben ihn tritt sein Freund Gregor von Nazianz (um 325— um 390), ein Mann von größter formaler Gewandtheit, ein Meister der Rhetorik, der wirklich klassische und christliche Bildung in sich vereinigt. In seiner Rede auf den toten Basilius betont er, daß die 'exothēn paideia' nicht vernachlässigt werden darf. In demselben Verhältnis, in dem die Welt zu Gott stehe, stehe auch die klassische Bildung zur göttlichen Wahrheit. Durch die heidnische Antike seien er und Basilius in Athen wie der Salamander durchs Feuer gegangen, sie habe ihnen nichts geschadet. Er schwankt zeitlebens zwischen dem Priester und dem Rhetor, die beide in ihm lebendig sind. Wenn er manchmal auch mit Verachtung von der profanen Bildung redet, kann er sie doch nicht entbehren und freut sich ihres Besitzes. Aber es sind im Grunde doch wieder nur die Formen der antiken Literatur, in denen er lebt.

Den vergeblich nach einer bewußten und gedanklichen Synthese strebenden Basilius und Gregor stellte Professor Mehmel zum Schlusse seines Vortrags deren früheren Mitschüler, den Kaiser Iulian (332—363) gegenüber, der einen scharfen Trennungsstrich zwischen Antike und Christentum zieht. In seinem Erlasse »De professoribus« und in dessen Ausführungsbestimmungen (Brief 42 im Codex Theodosianus XIII, 5, 5) behält der Kaiser sich das Bestätigungsrecht für die Besetzung aller Professuren vor und spricht den Grundsatz aus, daß jeder, der heidnische Weisheit lehre, auch an das Heidentum glauben müsse. Von den Professoren müsse neben sittlicher Eignung auch gute Fachkenntnis verlangt werden. Die Möglichkeit einer rein formalen Bildung bestehe nicht: das Reden einerseits und das Denken und Handeln andererseits dürfe nicht auseinanderfallen. Demnach könnten nur heidnische Professoren heidnische Weisheit lehren. — Man hat dem Kaiser von christlicher Seite diese säuberliche Trennung von Antike und Christentum vorgeworfen: die Hellenikoi logoi gehörten allen Menschen gemeinsam wie irgendwelche Errungenschaften der Technik oder Gebrauchsgegenstände, und sie seien nur Zungenbeschäftigung.

Im Hinblick auf das 1946 in Zürich erschienene Buch von Walter Rüegg, »Cicero und der Humanismus«, in dem einer Tradition des »christlich-rhetorischen Humanismus« und einer »humanistischen subjektiv-oratorischen Haltung« das Wort geredet wird, betonte Professor Mehmel, daß man Form und Inhalt nicht trennen könne und dürfe, und daß es darum gehe, die ganze Antike wirklich ernst zu nehmen. Nur in der ersten Auseinandersetzung mit der ernstgenommenen Antike bei den Apologeten, Klemens von Alexandrien, Origenes, Augustinus, habe das Christentum Wesentliches gewonnen.

Diskussionsbemerkungen

zum Vortrag von Professor Dr. Mehmel über »Christlichen Humanismus« in der Antike.

Nachdem Studienrat Dr. Lammers (Emsdetten) die Diskussion eröffnet hatte mit der Frage, ob diese ersten christlichen »Humanisten« nur den formal bildenden Wert der antiken Literatur gesehen hätten, entwickelte sich eine Diskussion, aus der im folgenden zwei Stellungnahmen wegen ihrer besonderen Ausführlichkeit und Bedeutung mitgeteilt werden.

Studienrat Lic. Dr. Karpp (Godesberg):

Bei den Kirchenvätern, deren Humanismus nicht rein formal ist, z. B. bei Klemens von Alexandria und Origenes, kommt die christliche Offenbarung zu kurz. Einen gangbaren Weg weist vielleicht das vom Redner zitierte Wort Gregors von Nazianz, die heidnische Welt verhalte sich zur christlichen Wahrheit wie die Welt zu Gott dem Schöpfer. Im Sinne dieses Wortes kann der Christ die antike Literatur einschließlich der antiken Religion als ganze ernst nehmen und frei gebrauchen, denn sie ist ein Stück Schöpfung und zeigt auch uns in ausgezeichneter, vielleicht wahrhaft klassischer Weise das Selbstverständnis des vorgläubigen Menschen. Vom 2. und 3. Artikel des Credo her ist allerdings das antike Denken einschließlich der Religion als bloß menschliches Denken von der Offenbarung zu unterscheiden. Sofern jedoch auch der Christ nicht nur und nicht immer als Glaubender existiert, erschließt auch ihm die Begegnung mit der Antike sein eigenes Menschsein. Sie stellt einen eigenen Typus menschlichen Selbstverständnisses neben dem christlichen dar; ihre Literatur ernst nehmen heißt daher, sie der christlichen Offenbarung klar gegenüberstellen. »Christlicher Humanismus« ist dann nicht als in sich notwendige Synthese, sondern nur als spannungsvolle Einheit möglich, wie sie unserem eigenen Menschsein und Christsein entspricht.

Dr. phil. habil. Heinrich-Otto Schröder (Menden, Westf.):

Die Spannung zwischen den beiden Welten der Antike (oder des Humanismus im weiteren Sinne) und dem Christentum besteht, wie Prof. Mehmel mit Recht betonte, nicht nur im 4. nachchristlichen Jahrhundert, sondern als immerwährendes Problem bis heute. Doch dient es vielleicht zur Klärung, wenn wir uns bewußt werden, daß diese als ta exothēn charak-

terisierte geistige Welt von Hieronymus, Basilius und Gregor von Nazianz vor allem deshalb als rein formales Prinzip gesehen wird, dessen man sich wie eines Steinbruchs bedient, weil das Wesentlichste, das sie dem Christen inhaltlich zu geben hatte, durch die Arbeit der vorausgehenden Generationen bereits einen unzertrennlichen inneren Bund eingegangen war. Man muß sich daran erinnern, daß die genannten Väter der griechischen und lateinischen Welt in ihrer Theologie ganz auf den Leistungen der alexandrinischen Theologie aufbauen, d. h. auf Klemens, dem Leiter der Katedchetenschule, und seinem großen Schüler Origenes. Diese beiden haben vor allen den Platonismus ihrer Zeit zum Aufbau des christlichen Dogmas herangezogen, ja sie haben die antike Philosophie (und Kultur) fast an die Seite der Offenbarung Gottes im Alten Testament gestellt und auch in ihr so etwas wie einen Paidagogos eis Christon gesehen. Sie taten das in der festen Überzeugung, daß sie den eigenen Gott des biblisch-christlichen Glaubens in den Schriften der Neuplatoniker fänden, wie es später vor allem Augustin häufig zum Ausdruck brachte. Die platonische Idea tu agathu aus dem 6. Buche der Politeia wird bei Augustin nach neuplatonischem Sprachgebrauch zum summum bonum und wirkt in dieser Umformung über die mittelalterliche Mystik bis in die Gegenwart hinein.

Aber nicht nur die geläuterte Form des Gottesbegriffes hat im Platonismus der Patristik und im Aristotelismus des Mittelalters einen folgen-schweren Bund mit dem Christentum geschlossen, sondern auch der im Platonismus mit rationalen Mitteln zum Siege geführte Gedanke von der Göttlichkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele.

An dritter Stelle wäre zu nennen die Ethik der antiken Philosophenschulen, die nicht nur als rationale Lehre den Aufbau des christlichen Moralsystems in verschiedensten Formen nachhaltig beeinflusst hat, sondern auch in ihrer praktischen Lebensverwirklichung so edle Menschlichkeit hervorgebracht hat, daß diese den christlichen Vätern vieler Jahrhunderte als eine Blüte des Menschengeschlechtes erschienen ist und daß z. B. Sokrates und Epiktet als edelste Weise gepriesen werden und Plotin mit den höchsten Lobsprüchen bedacht wird.

Die Versuche, auf verschiedene Weise nicht nur sachlich die unentbehrliche geistige Welt der »Alten«, sondern aus innerer Verehrung und Hochachtung auch diese selbst in den Raum des Christentums und der Kirche hineinzuholen, beginnen schon im 2. Jahrhundert, erleben bei Augustinus einen Höhepunkt und wirken unvermindert fort bis ins hohe Mittelalter, wo sie in Dantes limbus patrum mit der Versammlung aller antiken Klassiker eine eigentümliche Neuprägung erhalten.

Gratia praesupponit naturam: mit diesem aus aquinatischer Theologie hervorgewachsenen Axiom ließe sich schon für die Patristik das in Frage

stehende Problem und seine Lösung in seiner Reinheit formulieren. Er-lösungsordnung und Schöpfungsordnung gehören zusammen; die erste setzt die zweite als ihren notwendigen Unterbau voraus.

In seiner Beantwortung wies Professor Mehmel darauf hin, daß man unterscheiden müsse zwischen dem persönlichen Handeln der einzelnen christlichen Autoren und ihren reflektierenden Aussagen, wenn man die Frage beantworten wolle, ob sie wirklich nur die formalen Werte der Antike anerkannt hätten. Jedenfalls haben sie einen Zwiespalt empfunden, und ihre Lösungsversuche sind von hohem Interesse, dabei kommt es uns auf die Beschreibung ihrer inneren Entwicklung an. Material-entnahme aus der Antike ist mit Humanismus nicht gleichzusetzen. Zu den weiteren Diskussionsbemerkungen erklärte Professor Mehmel, er habe in seinem Vortrage nicht die Synthese, sondern das Problem als solches aufzeigen wollen. Dieses habe auch Augustinus in seinen »Confessiones« sehr stark empfunden, weil er selbst vom Formal-Rhetorischen ausging. Der »Hortensius« konnte ihn zum Christentum bringen, denn für den rechten Christen ist jede Wahrheit, wo immer er sie findet, die Wahrheit seines Herrn.

Das altsprachliche Gymnasium heute. Aufgaben und Probleme.

(Auszug)

Oberstudiendirektor Dr. Bernhard Kock.

Zur äußeren Entwicklung:

1932 waren von den 866 höheren Knabenschulen Preußens 205 Gymnasien und 25 Reformgymnasien, also rund ein Viertel Gymnasien (altsprachliche Gymnasien), und zwar waren

in Westfalen von 107 Schulen 21 Gymnasien,
im Rheinland von 159 Schulen 41 Gymnasien.

Die Neuordnung des höheren Schulwesens von 1937 erhob die Oberschule zur Hauptform und ließ das Gymnasium als Sonder-, d. h. Nebensform bestehen. So waren 1937 von den 797 preußischen höheren Knabenschulen nur noch 109, also kaum ein Siebtel Gymnasien, und zwar

in Westfalen von 103 Schulen 15,
im Rheinland von 148 Schulen 15.

Bis 1944 hatte die Zahl der Gymnasien noch mehr abgenommen.

Am 1. 8. 1948 waren in Westfalen von 143 höheren Knabenschulen
19 altsprachliche Gymnasien, davon
14 grundständig,
4 in Entwicklung,
1 in Aufbauform

(bei den hinzugekommenen handelt es sich um Klosterschulen, 124 Oberschulen sind im Abbau).

In Nordrhein waren von 123 Knabenschulen 10 rein altsprachliche Gymnasien, 34 altsprachliche Gymnasien mit einem neusprachlichen Zweig, 31 neusprachliche und 33 mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasien. Westfalen und Rheinland haben also zur Zeit noch ganz verschiedene Schultypen!

Über seinen Umfang in der französischen und amerikanischen Zone kann ich keine verbürgten Angaben machen. Sie alle wissen, daß der Kampf um das Gymnasium dort im Gange ist, und daß zum Beispiel Bayern eine der unsrigen ähnliche Neuordnung seines Schulwesens erstrebt und auch durchsetzt, sobald es darüber allein zu entscheiden hat.

Auch in Niedersachsen, dessen höheres Schulwesen bekanntlich vor allem durch den englischen Anfangsunterricht in allen Schulen von unserem abweicht, hat die Zahl der Gymnasien stark zugenommen. Nach einer Mitteilung Adolf Grimmes auf dem Hochschultag in Münster am 9. 9. 1947 hatte Hannover damals unter 92 Schulen 43 Gymnasien oder Schulen mit gymnasialem Zug, beim Zusammenbruch aber nur 8 Gymnasien (vgl. Die Schule II Heft 9/10 [1947] und Schule III 1 [1948] S. 38).

Wesentlicher als die Zahl der altsprachlichen Gymnasien ist ihr innerer Auf- und Ausbau. Die Neuordnung von 1945 hat uns in Nordrhein und Westfalen das Jahr zurückgegeben, das man unserer Schule 1937 genommen hatte, die Oberprima, das Jahr der Sammlung und Besinnung, die Krönung der gesamten Schularbeit. Die mit den Übergangslehrplänen in Nordrhein-Westfalen eingeführten Stundentafeln des altsprachlichen Gymnasiums brachten für Latein den Unterklassen je 8, den Mittel- und Oberklassen je 6 Wochenstunden, für Griechisch jeder Klasse 6 Wochenstunden, im ganzen also für Latein $5 \times 8 + 6 \times 6 = 60$, für Griechisch $6 \times 6 = 36$ Stunden und machten so den altsprachlichen Unterricht wenigstens äußerlich zum Kernstück des gesamten Unterrichts. Wir alle wissen, daß die Stundenzahl an sich für die Bedeutung eines Faches nicht entscheidend ist — man denke etwa an den Religionsunterricht! Daß aber für die alten Sprachen im Unterrichtsplan ein verhältnismäßig großer Raum zur Verfügung stehen muß und die oben genannten Zahlen zur Bewältigung der uns gestellten Aufgaben ein Minimum darstellen, kommt nachher zur Sprache.

Unser Gymnasium hat gemeinsam mit den anderen höheren Schulen die Aufgabe, die nach Begabung und Charakter geeigneten Jugendlichen ohne Rücksicht auf ihre wirtschaftliche und soziale Lage zur Hochschulreife zu führen. Von Sexta an ist der Unterricht in allen Fächern auf dieses Endziel ausgerichtet. Alle Schüler, die es nicht erreichen können oder wollen, sind daher mit allen Mitteln fernzuhalten. Weil das Leistungsniveau seit 1933 aus allgemein bekannten Gründen dauernd gesunken ist, fordern die Hochschulen und alle an Wissenschaft und Forschung interessierten Kreise mit Recht entschiedene Leistungssteigerung. Nach der Leistung wird ja der Wert der Schularbeit im allgemeinen bemessen.

Es war bisher ein anerkannter Vorzug der altsprachlichen Gymnasien, daß ihre Reifezeugnisse nicht nur zum Studium aller Fakultäten berechtigten, sondern wirklich befähigten, und wenn unsere Abiturienten etwa auf den technischen Hochschulen ihren Kameraden von anderen Schulen im Umfange des mathematischen und naturwissenschaftlichen Wissens unterlegen waren, haben sie, wie uns die Hochschulen immer wieder bestätigen, ihre Mängel durch die Art ihrer Arbeit und durch Fleiß im allgemeinen schnell ausgeglichen. Von dieser Seite her kann man eine

Verminderung des altsprachlichen zugunsten des naturwissenschaftlichen Unterrichtes nicht rechtfertigen.

Unser Gymnasium hat aber noch eine andere, viel wichtigere Aufgabe, als seine Schüler durch geistige Bildung, durch »Wissensvermittlung und Denkschulung« (Referentenentwurf) zur Hochschulreife zu führen. Aus der Besinnung des Menschen auf sich selbst kam der Ruf nach dem wahren Menschenbild und nach »Menschwerdung des Menschen«, der Ruf: »Mensch, werde Mensch!«

Es ist nur natürlich, daß der Ruf nach einer neuen Erziehung vor allem an unsere Schulen ergeht und von ihnen als Hauptziel ihrer Bildungsarbeit charakterliche Formung und echte Persönlichkeitsbildung fordert. Das altsprachliche Gymnasium hat dabei die besondere Aufgabe, seine Schüler an die reichen und besonders hohen Werte der Antike, seien sie nun wissenschaftlicher, künstlerischer, philosophischer, politischer oder sittlicher Art, heranzuführen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, um sie zu ringen und ihre formende und erziehende Kraft in Persönlichkeitsbildung zu verlebendigen. Diese Wertewelt der Antike ist so umfangreich und mannigfaltig, daß jede Zeit für ihre Bedürfnisse unter ihnen eine eigene Auswahl treffen kann und muß, ohne einen der genannten Bereiche völlig zu übergehen. Das gilt in hervorragendem Maße für unsere geistig, moralisch und politisch zusammengebrochene Welt. Von entscheidender Bedeutung bei dieser Auswahl wie für unsere gesamte Erziehungsarbeit ist der zu bildende Mensch, das Bildungsziel. Es wäre herrlich für unsere Arbeit, wenn es ganz klar und, von allen mit gleicher Liebe bejaht, unangreifbar vor uns stände.

Ohne das Für und Wider der verschiedenen Auffassungen zu erörtern, bekennt Kock, welches Bildungsziel ihm vorschwebt und auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln man versuchen kann, ihm nahe zu kommen.

Vgl. die Stellungnahme des Philologenverbandes zur Reform der Schulorganisation S. 8.

Unser Menschenbild erwächst aus der gesamten geschichtlichen Erfahrung bis heute, aus der metaphysischen Anlage und aus der religiösen Bestimmung des Menschen. (Vgl. Zittel, Stimmen der Zeit 141 [1948] 263.) Auf dem geschichtlichen Wege seines Werdens sind Antike, Christentum und Volkstum die wichtigsten, noch heute lebendigen Quellbezirke des Menschentums, das wir das abendländische nennen. Das Christentum ist eine geschichtliche Tatsache, die man nicht wegdenken kann. Erst die Menschwerdung des Gottessohnes hat die Würde der menschlichen Natur wunderbar erneuert, das menschliche Dasein überhöht und vollendet und den Menschen, der Geist und Körper zugleich ist, eingeordnet in die überzeitliche Wirklichkeit.

Wer in der christlichen Klassik des 13. Jahrhunderts, in dem die christlichen Werte am höchsten standen, »die geniale, wahrhaft klassische Synthese von Antike und Christentum« sieht, muß das christliche Gymnasium fordern. Diesem Ideal huldigen wohl mehr Eltern und Lehrer, als man gemeinhin annimmt. Wir verstehen es, daß Bernhard Lakebrink in seiner schönen Abhandlung über den abendländischen Menschen (Neues Abendland, Dezember 1947, S. 289 ff.) das christliche Gymnasium »mit ingrimmiger Entschlossenheit« fordert. Wenn er darunter ein Gymnasium versteht, »das«, wie er sagt, »seine Heimat nicht in der heidnischen Antike, auch nicht im deutschen Idealismus, sondern in der bisher völlig unausgenutzten Substanz des 13. Jahrhunderts hat«, so ist das eine ganz neue Schulart, die die Wertewelt der Antike nicht an den Originalen erarbeitet und nicht als altsprachliches Gymnasium gelten kann. Damit ist nichts über ihre Berechtigung gesagt. Sie mag als Versuchsschule den bestehenden Schulen gleichwertig oder gar überlegen werden.

Es gibt nun aber auch für das altsprachliche Gymnasium Möglichkeiten, seine Schüler an die christlichen Geistesschatze des Mittelalters heranzuführen und das Erbe der großen christlichen Klassiker für unsere Zeit fruchtbar zu machen. (Arbeitsgemeinschaften! Aber Mangel an Texten und Kommentaren für Lehrer und Schüler.) Diese Aufgaben liegen aber am Rande unseres eigentlichen Aufgabengebietes und sind nicht den Altphilologen vorbehalten.

Unser eigentlicher Raum, in erster Linie die vordringliche Antike — bei dieser Abgrenzung ist an den Geist, nicht an die Zeit gedacht — ist überreich an unvergänglichen Werten zu unserem geistigen und sittlichen Wiederaufbau. Das wird an einigen Beispielen nachgewiesen. Dabei Hinweis auf die Gefahren, die ein besonders eingerichteter philosophischer Unterricht, die sog. Schulphilosophie, mit sich bringen kann. Wir brauchen uns am altsprachlichen Gymnasium vorläufig noch nicht dagegen zu wehren, aber Vorsicht ist geboten.

Wie wir auf dem Gebiete der Philosophie durch unser Bildungsgut eine beneidenswerte Stellung haben, so auch auf dem der staatsbürgerlichen Erziehung. Denn in den Werken der Alten erleben wir in einfachen, leicht überschaubaren Verhältnissen das Werden des Staates und des Staatsbürgers, die Probleme um Individuum und Gemeinschaft, das Werden, Wachsen und den Untergang einer herrlichen Demokratie, das Werden der menschlichen Persönlichkeit, »Die Geburt Europas«, wie man es genannt hat, Recht und Macht im Kampf, als Subjekt und als Objekt, im Leben des Bürgers wie des Staates, Werden, Bedeutung und Haltung der Stände, die Römer als Staatsvolk und Staatsbürger usw. usw. Ich nenne aus der Masse dieses überreichen Bildungsgutes wahllos Solon, Aischylos, die ionische Wissenschaft einschließlich der Vorsokratiker, Thukydides,

Platon, Aristoteles, Livius, Sallust, Tacitus und Cicero. Es bedarf keines Beleges, daß wir die angedeuteten allgemeinen und politischen Probleme wie im Geschichtsunterricht durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart verfolgen. Dieser Hinweis mag erklären, warum wir für unsere Schule einen besonderen staatsbürgerlichen Unterricht ablehnen, staatsbürgerliche Erziehung dagegen für alle Fächer bejahen und fordern.

Der Weg zu den angedeuteten Werten ist lang, oft steil und beschwerlich, daher zeitraubend und für viele unbezwingbar. Wer seine schönsten Punkte erleben und den Gipfel erklimmen will — und nur der soll ihn betreten — muß dafür gut gerüstet sein. Er soll die Sprache gründlich erlernen und schon beim Eintritt in die Oberstufe die auf wissenschaftlicher Grundlage erklärten wesentlichen Erscheinungen des sprachlichen Lebens und einen ausreichenden Wortschatz als Besitz beherrschen. Dabei darf man die fruchtbaren Ergebnisse der Etymologie und Bedeutungslehre nicht übersehen, kommen sie doch zum großen Teil jedem Sprachunterricht, besonders dem deutschen zugute. Auch für die im Wortschatz zu erkennende Art der Alten, die »Welt anzuschauen« — ich verweise auf die Arbeiten Weißgerbers und Triers — muß die Aufmerksamkeit der Schüler schon auf dieser Klassenstufe geweckt werden; das gilt wie für das Griechische ebenso für das Lateinische.

Bei dem Anfangsunterricht kommt es, um es nochmals in aller Deutlichkeit zu sagen, darauf an, dort, wo es fruchtbar ist, in maßvollem Arbeitsunterricht unsere Schüler die Freuden des Findens und des Entdeckens erleben zu lassen, wo es notwendig ist, zu lehren und zu erklären, dann aber in gründlicher Arbeit einzuprägen, zu wiederholen und immer wieder zu üben, schriftlich und mündlich. Formen bestimmen und übersetzen lassen, besonders ähnlich lautende und ähnlich aussehende sollte zum Inhalt jeder Stunde gehören. Denn die meisten Fehler beruhen, wie wir in jeder Unterrichtsstunde und bei jeder Korrektur feststellen können, auf Verwechslung.

Am heftigsten bekämpft wurde in den beiden letzten Jahrzehnten das meiner Erfahrung nach beste Mittel zur gründlichen Erlernung einer Fremdsprache, das Hinübersetzen vom Deutschen her. Das Problem ist, glaube ich behaupten zu dürfen, heute gelöst, und die Lösung lautet: Wir müssen reichlich vom Deutschen ins Lateinische und Griechische übersetzen, um diese Sprachen gründlich verstehen und beherrschen zu lernen.

Schon mit Rücksicht auf die im letzten Jahrzehnt ganz unterschiedlich geübte Praxis unserer Schüler gehört das Material zum Hinübersetzen als pflichtmäßig zu bearbeitender Übungsstoff, als »Pensum«, an die ihm gebührende Stelle.

Das Problem der lateinischen Lektüre für die Mittelstufe: Caesars »Bellum Gallicum« oder eine Art Kulturlesebuch? — Das einheitliche Werk eines welthistorisch bedeutenden Mannes und hervorragenden Schriftstellers oder Pröbchenliteratur von Dutzendschriftstellern? — Dazu nur ein Wort: Man kann auch am Gegenbeispiel lehren und lernen und erziehen, indem man Verwerfliches in seiner Abscheulichkeit zeigt.

Die Ergebnisse der Sprachforschung, soweit sie für den Unterricht fruchtbar gemacht werden können, darf man nicht übergehen.

Die Lehrerfrage

Seit Einführung des Lateinunterrichtes an allen höheren Schulen im Lande Nordrhein-Westfalen besteht bekanntlich ein großer Mangel an Lateinlehrern. So kommen in Westfalen im Durchschnitt nur 1½ Lehrkräfte mit Lehrbefähigung im Lateinischen auf jede Schule. Ein großer Teil dieses Unterrichts liegt daher in den Händen von Nichtfachleuten, die im allgemeinen mit großer Liebe und bestem Willen ihre Aufgabe zu erfüllen suchen und gewöhnlich den Anfangsunterricht erteilen. Diesen müßte aber wegen seiner grundlegenden Bedeutung einer der besten Lateiner geben mit ständigem Blick auf das Endziel. Solange diese Lehrer nicht zur Verfügung stehen, muß sorgfältige Vorbereitung des Nichtfachmannes in Gemeinschaft mit dem erfahrenen Kenner einen erfolgreichen Unterricht sichern. Schon dieser Gesichtspunkt zwingt zu Arbeitsgemeinschaften für alte Sprachen. Auch das sog. »Lehrerheft« kann dem Anfänger gute Dienste leisten.

Für den griechischen Unterricht besteht ein solcher Lehrermangel nicht. Unser Nachwuchs ist aber zum großen Teil an anderen Schulen nur mit Lateinunterricht eingesetzt. Darunter sind tüchtige und begeisterte Lehrer des Griechischen, die 25 Wochenstunden Latein geben und dabei auf die Dauer unzufrieden und unglücklich werden. Ihren Wünschen auf Austausch müßte man nach Möglichkeit Rechnung tragen.

Wie steht es nun mit der Ausbildung unserer jungen Lehrer? Die Schule muß verlangen, daß sie auf der Universität gründlich vorbereitet und im Studienseminar methodisch und didaktisch so geschult und geführt werden, daß sie, wenn ich es so sagen darf, das Handwerkliche beherrschen und, von ihrer Berufung erfüllt, sich voll und ganz der Arbeit an unserer Jugend und an sich selbst hingeben, ohne dabei zu vergessen, daß man in unserem Berufe nie auslernt, daß rasten rosten bedeutet. Wir Altphilologen sind wie überhaupt alle Lehrer aller Schulen auch für die Pflege unserer Muttersprache verantwortlich und sollten nicht vergessen, daß Paul Cauers alte Forderung: »Jede fremdsprachliche Unterrichtsstunde eine Deutschstunde!« in unserer verworrenen und maßlos gewordenen Welt erst recht Geltung hat.

Bis Oberprima hin beschäftigen wir Lehrer uns in fast allen Unterrichtsstunden mit Fragen des deutschen Stils, mit Ausdruck, Wortbedeutung, Sprachgeschichte, Satzbau usw. Verminderung der Stundenzahl in Latein und Griechisch würde daher auch die Pflege der deutschen Sprache beeinträchtigen. Auf die hier und auch schon oben angedeuteten Aufgaben müssen wissenschaftliche und praktische Ausbildung planmäßig und mehr als bisher vorbereiten. Das müßte also in der Prüfungsordnung festgelegt sein, natürlich für sämtliche Unterrichtsfächer.

Bitten an die Universität:

1. In Vorlesungen und Übungen die Schulschriftsteller noch mehr als bisher berücksichtigen.
2. Bei der Interpretation lateinischer und griechischer Texte auch eine Übersetzung in einwandfreier deutscher Sprache verlangen, soweit das noch nicht üblich ist.
3. Es fehlt für viele Schriftsteller an Kommentaren, die in den Geist des Werkes einführen und den heutigen Anforderungen der Wissenschaft und Praxis genügen, z. B. für Livius, Cicero de re publica, Tacitus, Pindar, Aischylos u. a.

Zur Auswahl des Bildungsgutes:

Seine Inhalte sind von unermesslicher Breite und Tiefe. Diese Tatsache läßt uns die Möglichkeit reicher, immer neuer Auswahl und erleichtert jeder Schule die Entwicklung zu einer ihr gemäßen Eigenart, der Tradition, Landschaft, Elternschaft und Lehrerschaft das Gepräge geben. Die damit verbundene Gefahr übermäßiger Zersplitterung müßten bestimmte Mindestforderungen bannen. Wir kommen so zu Rahmen- und Minimallehrplänen, die aus der Breitenarbeit aller Fachleute erwachsen und jeder einzelnen Schule die dauernd zu leistende Lehrplanarbeit ermöglichen und erleichtern können. Diese Arbeit muß möglichst bald in Angriff genommen werden.

Zum Schulaufbau und zur Stundentafel:

1. Für die Bewältigung unserer Aufgaben ist eine 9jährige Schule erforderlich. Sie baut auf der vierjährigen Grundschule auf.
2. Für den Unterricht in den alten Sprachen sind mindestens erforderlich: Je 8 Stunden Latein in Sexta, Quinta, Quarta und je 6 Stunden in den sechs anderen Klassen, also im ganzen 60 Stunden. Für Griechisch je 6 Stunden in den Klassen VIII bis XI, also im ganzen 36 Stunden. Ausdrücklich sei versichert, daß diese Zahlen — es sind die bisher in Nordrheinland gültigen — wirklich die Mindestforderung bedeuten.
3. Der einzelnen Schule steht es frei, in den beiden obersten Klassen für die eine der alten Sprachen bis zu 8 Wochenstunden, für die andere

dann wenigstens 4 Stunden zu verwenden und so ein Gymnasium lateinischer oder griechischer Prägung zu entwickeln.

Die vom Schulkollegium Düsseldorf jüngst angeordnete Kürzung des altsprachlichen Unterrichts um 5 Stunden (2 in VII, je 1 in VIII u. IX) zugunsten der Naturwissenschaften schwächt den Kern unserer Schule und macht die Erreichung ihrer Ziele unmöglich, ist daher untragbar. (Stellungnahme zu Bavink »Die Naturwissenschaft in der neuen Schule«, Bonn 1946, S. 10.) Die alten Sprachen müssen nun einmal weiten Raum haben, um ihre Kraft entfalten und Menschen formen zu können.

Besonders für den Lateinunterricht der Unterstufe benötigen wir einen umfangreichen, straff konzentrierten Unterricht; nur er besitzt den viel gerühmten, vor kurzem noch von Adolf Grimme gepriesenen »stark bildenden, gerade auch ethisch bildenden Charakter«. Den Wert der Zeit, die dieser Unterricht erfordert, kann keine Kunst des Lehrers und keine spätere Intensivierung ersetzen.

Die alten Sprachen bilden übrigens nicht nur in dieser Eigenart, sondern auch der Idee nach das Herzstück unserer Schule. Das zu bedenken, ist wichtig für die Lehrplanarbeit, die ja den Unterricht aller Fächer zu einem Ganzen verbinden soll — ich glaube, wohl auch für die Besetzung der Direktorenstellen an den altsprachlichen Gymnasien.

Unsere Schule kann ihre besondere Bildungsaufgabe nur erfüllen, wenn sie durch keinerlei Kompromisse von ihrer Hauptaufgabe abgelenkt wird. Diese besteht, um nochmals zu ihr zurückzukehren, darin, die Werte der Antike, ihrer Menschen und Werke, an den Originalen verstehen zu lehren und zu neuem Leben zu wecken und dieses Leben als nicht abgeschlossen zur Ergänzung und Entfaltung des eigenen zu gewinnen, um es zu möglichster Vollendung zu bringen, d. h. die Persönlichkeit zu bilden, die, geistig selbständig und unabhängig, ihrem Gewissen folgt, teilhat an der transzendenten Welt des Geistes und sich für ihre Mitmenschen verantwortlich fühlt und einsetzt. Das alles ist auch mit einem Worte zu sagen: Es gilt, den wahren Menschen zu formen mit Hilfe der in der Antike lebendigen Werte.

Hinweis auf die Bestrebungen des Scipionenkreises, den ersten Humanismus. Diese Römer, hauptsächlich hervorragende Juristen, Feldherren und Staatsmänner empfanden ihre eigene Unvollkommenheit und nahmen in der Sehnsucht nach Vervollkommenheit bewußt die Werte der griechischen Kultur in ihr Römertum herüber, um so »wahrhaft menschliche Menschen« zu werden.

Unsere Gemeinschaft berühren u. a. die Benennung der höheren Schulen (Gymnasium, humanistisches Gymnasium), der frühere »Verein des humanistischen Gymnasiums«, Latein an den neusprachlichen und naturwissenschaftlichen höheren Schulen oder Gymnasien, örtliche Arbeitsgemein-

schaften, die so zu gestalten sind, daß sie den altsprachlichen Unterricht aller Schularten behandeln, Original und Übersetzung, Latein als Anfangssprache usw. usw.

Zeitschriften

»Philologus« und »Glotta« erscheinen wieder. Noch dringender ist eine Zeitschrift, die mehr als die genannten unmittelbar die Bedürfnisse unserer Schule berücksichtigt. Sie müßte berichten über die Ergebnisse in Wissenschaft und Forschung, ihre Verwertung in der Schularbeit, über die wichtigste Literatur, über Erfahrungen und Anregungen, aus der Praxis für die Praxis u. ä. Wir müßten hierfür auch die Mitarbeit der Universitätsprofessoren gewinnen.

Schul Ausgaben

Die Gestaltung der Lehrpläne erfordert zunächst eine Überprüfung und Auswahl der zu lesenden Autoren in strenger Beschränkung auf die repräsentativen und für unsere Ziele wertvollsten Werke der Literatur und Kunst. Dabei wird sich ergeben, daß viele der sog. Schulausgaben, sofern sie nur eine Auswahl bringen, unzureichend und auch völlig unbrauchbar sind. Ausgaben dieser Art haben selbst dann, wenn sie gut sind, gewöhnlich Nachteile, weil sie dem Benutzer einen bestimmten Weg vorschreiben, seine Freiheit hemmen und ihn nicht selten ganz im Stiche lassen. Dazu verhindern sie oft die von der Schülerschaft gemeinsam zu leistende Denkarbeit, indem sie deren Ergebnis durch Überschriften, Gliederungen und Inhaltsangaben vorwegnehmen. Für den neu auszurichtenden Unterricht sind im allgemeinen vollständige Ausgaben in gutem Einband und gutem Druck wünschenswert, etwa so, wie sie die »Teubneriana« in ihrer editio minor bot. Sie sind zudem auf die Dauer billiger, vielleicht auch vom verlegerischen Standpunkt aus tragbar, ich glaube sogar, um so einträglicher, je besser sie sind. Neben diesen vollständigen Textausgaben mögen Schülerkommentare für diejenigen Textstellen geschaffen werden, die als besonders empfehlenswert oder gar als Kanon gelten. Darin könnten gutes Bildmaterial, Einführungen, Parallelstellen u. ä. Platz finden.

Andererseits sei darauf hingewiesen, daß manche Autoren und Werke der Schule noch zugänglich gemacht werden müssen. Erinnert sei an Aristoteles, die Vorsokratiker, die großen Politiker und Redner der letzten Zeit der athenischen Freiheit, an Vergils *Bucolica* und *Georgica*, an Seneca und an Zeugnisse für die Weitergabe antiker Bildung und Wissenschaft an das mittelalterliche Abendland. Wir müßten uns auch über die Aussprache des Lateinischen einigen.

In Gemeinschaftsarbeit mit der Jugend suchen wir an den Quellen des abendländischen Geisteslebens seine Grundformen und Grundwerte

sichtbar und bewußt zu machen und durch diesen Akt des Verstehens und Zueignens die Kräfte des Geistes und des Willens zu wecken und zu bilden zu wahren Menschentum. Die Arbeit an der Erfüllung dieser Aufgabe ist die schönste Antwort auf die immer wiederholte Forderung nach logisch-klarem Denken, Willen zu geistiger Zucht und Unterordnung, Sinn für die Sache als solche und Gefühl der Verantwortung vor der eigenen Sache und der der Mitmenschen.

Römische Villa und Vergilmosaik von Low Ham.

(Auszug)

Univ.-Dozent Dr. Ludwig Budde.

Die bisher bekannten Illustrationen zur Aeneis Vergils werden durch ein neugefundenes Mosaik bedeutend vermehrt, das im Jahre 1945 bei Versuchsgrabungen in Low Ham in Somerset gefunden worden ist. Systematische Ausgrabungen der folgenden Jahre unter der Leitung der Ausgräber H. S. L. Dewar und C. A. Raleigh Radford deckten den großangelegten Komplex einer römischen Villa auf, von dem die 1945 gefundene Badeanlage als ein nur kleiner Teil sich erwies¹.

Die Villa

Die Villa liegt in einer Wiese etwa eine halbe Meile östlich der Pfarrkirche von Low Ham in einer landschaftlich reizvollen Gegend Englands, die seit Jahrhunderten reich an römischen Funden ist. Der Plan (Abb. 1) zeigt den Stand der Ausgrabungen vom Jahre 1946/47². Die Größenmaße des Ganzen sind beachtlich: Der in nordwestlicher Richtung entlang dem Hof verlaufende und mit Fliesen belegte Korridor hat eine Länge von etwa 34 Metern, während der entsprechende nordöstlich verlaufende Korridor eine Länge von mehr als 27 Metern aufweist. In der Nordwestecke des Hofes liegt der Haupteingang des Hauses. Zur Rechten öffnet eine kleine Tür in den schon erwähnten Korridor, der den Hof im Nordwesten abschließt. Eine Haupttür führt unmittelbar in eine geräumige, mit Fliesen bedeckte Halle, deren Wände in den oberen Teilen mit Holz verkleidet waren. In dem Erker der Außenwand bedeckt

¹ Ein vorläufiger Fundbericht ist an einer entlegenen Stelle, in den Somerset and Dorset Notes and Queries erschienen: C. A. Raleigh Radford, The Roman Villa at Low Ham, Somerset and Dorset Notes and Queries, Bd. 25, Teil 232 und 235. Eine kurze Notiz im JRS. 36, 1946, 144 mit Taf. XI. Die Aufnahmen verdanke ich Herrn H. S. L. Dewar und Herrn Raleigh Radford, denen ich auch an dieser Stelle für ihre Hilfsbereitschaft meinen Dank aussprechen möchte. Der vorliegende Aufsatz, der in einigen Punkten von dem Text des bei der Philologentagung in Lüdinghausen gehaltenen Vortrages abweicht, will den Fund hierzulande bekanntmachen und einige Probleme behandeln, die mit ihm verbunden sind, ohne der endgültigen Publikation durch die Ausgräber vorzugreifen.

² Die in der Campagne des Jahres 1948 gewonnenen Ergebnisse konnten noch nicht berücksichtigt werden. Das zukünftige Schicksal des Mosaiks ist immer noch ungeklärt.

ein einfaches Mosaik mit ornamentalen Mustern den Boden. Die an die Halle anstoßenden Räume waren heizbar und sind mit z. Z. wertvollen Mosaiken bedeckt, die aber nur in Fragmenten erhalten sind. Ein ganz in der nordwestlichen Ecke der Villa aufgefundener isolierter Raumkomplex ist in Hinblick auf seinen Zweck noch ungeklärt.

Anordnung und Verwendung der Gesamtanlage aber ist ohne weiteres klar: Die große Halle diente als Hauptraum des Hauses als Empfangs- und Unterhaltungsraum zusammen mit den heizbaren Zimmern nebenan. Der nordwestliche Komplex bildete allem Anschein nach einen separaten Wohnteil privaten Charakters, zu dem die besondere kleine Tür vom Korridor aus führte.

Die Badeanlage der Villa liegt am anderen Ende des Hauses, mit den Wohnräumen durch den langen Korridor verbunden. Der zu äußerst südlich gelegene Schmalraum diente als Toilette. Etwa von der Mitte des Korridors aus führen drei Stufen zu dem Bad hinauf in einen Vorraum, einen langen schmalen Ankleideraum links, und die Heißbadeanlage rechts. Am hinteren Ende des quadratischen Vorraumes liegt das Frigidarium mit einem Becken von etwa vier Meter im Quadrat und 1,20 Meter Tiefe am hinteren Ende (Tafel I). Das Becken ist von einer niedrigen Umrandung von 45 Zentimeter Höhe eingefasst. Mehrere Fenster mit Bogenöffnungen auf 1,50 Meter hohen Säulen erhellen den Raum. Drei Stufen führen zu dem mit Steinplatten ausgelegten Becken hinab. Den Mittelteil des Fußbodens vor dem Becken füllt ein Figurenmosaik aus, etwa vier Meter im Quadrat, vor dem ein geometrisches Mosaikfeld sich bis zum überwölbten Eingang hin ausdehnt. Wesentliche Überreste weiterer Mosaiken sind im Ankleideraum und Vorraum gefunden worden.

Das Vergilmosaik (Taf. II)

Die geometrischen Muster und die Umrahmungen der Figurenfelder des Hauptmosaiks sind weiß, grau, schwarz und rot. Für Rot wurden kleine Ziegelteilchen verwendet, während die anderen Farben aus einheimischen polierten Steinen genommen wurden. Für die Figuren wählte man verschiedene Schattierungen sorgfältig aus, Blau und Purpurn, ein hellgoldenes Gelb und Rot. In Farbe, Technik und Entwurf ist das Mosaik von leidlicher Qualität, künstlerisch gehört es zu den bedeutenderen Denkmälern des an Funden nicht sehr reichen römischen Britannien, ikonographisch ist es von großem Interesse für die gesamten Altertumswissenschaft.

Das Mosaik besteht aus fünf Bildfeldern, die durch ein Flechtband miteinander verbunden sind: einem Mitteloctagon, zwei kleinen und zwei langen schmalen Feldern. Die Hauptansicht ist dem Bad zugekehrt, aber die Akzente sind so verteilt, daß das Hauptbild dem Ein-

gang gegenübersteht. Nicht nur äußerlich werden alle Bilder zusammengeschlossen, sondern sie gehören auch innerlich zusammen und bilden einen Bilderzyklus, der das Liebesabenteuer des Aeneas und der Dido zum Vorwurf hat.

Die Hauptfiguren erscheinen sogleich auf dem Eingangsbild. Zur Linken steht Aeneas, eine hochragende kraftvolle Männergestalt. Wie die beiden anderen Erwachsenen frontal gesehen, steht er lässig mit übergeschlagenen Beinen da, mit der Rechten sich auf seinen Speer stützend. Er ist bekleidet mit einer kurzen gestreiften Tunika mit breitem Gürtel. Ein auf der rechten Schulter gehefteter dunkel gestreifter Mantel fällt über den in der Hüfte aufgestützten linken Arm und den Rücken herab. Aeneas trägt Stiefel und eine phrygische Mütze. Sein von langem und reichem Haupt- und Barthaar umrahmtes Gesicht wendet er Dido zu, die in ähnlicher Haltung wie Aeneas ihm den Kopf zuwendet. Die Leuchtkraft und Intensität der Blicke sind deutlich zu spüren. Das durchscheinende Gewand bedeckt den Unterkörper der Königin; ein Ende fällt von der linken Schulter herab⁴. Ob das runde Gebilde im Haar über der Stirnmitte Teil der Frisur oder ein Schmuck ist, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Während die rechte Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger in einem auffallenden Gestus zum Mund geführt ist, faßt die Linke in das Gewand und wird gleichzeitig von der Linken der Mittelfigur erfaßt. Die ganze Haltung der Dido drückt Zögern, Unentschlossenheit und Zurückhaltung aus. Widerstrebend folgt sie der Führerin, während Wendung des leicht zurückgeneigten Kopfes und Richtung des leidenschaftlichen Blickes zu dem Helden hinführen. Dido wird von Venus der junge Ascanius zugeführt. Die Göttin, die durch die ideale Nacktheit charakterisiert ist, trägt einen reichen Kopfschmuck im Haar, der von derselben Art ist wie der der Venus des Oktgons, ein dickes Perlenhalsband, Armbänder um beide Oberarme und einen durch Ketten oder Bänder über Schultern und Hüften gehaltenen Schmuck. Dieser Schmuck kehrt häufig bei Venusbildern wieder, so bei der Venus der Silberschale vom Esquilin⁵ und den drei Grazien eines Mosaiks in Leptis Magna, bei dem auch die Anbringung im Rücken deutlich wird. Venus steht wie im Oktagonbild völlig frontal da mit weitausschwingender Hüfte. Ihre Rechte ruht lässig auf der rechten Schulter des Ascanius, der ähnlich wie sein Vater gekleidet ist, nur mit einer langärmeligen Tunika und außer Stiefeln wohl auch einer Art Hose. Er ist im Schreiten begriffen und wird

⁴ Durch eine antike Ausbesserung des Mosaiks, die grob ist und in der Abbildung bei Dido und an anderen Stellen deutlich zu sehen ist, ist eine Verunklärung des Mittelteiles der Figur eingetreten.

⁵ Collection Dutuit Taf. 13. Sehr ähnlich ist schon der Schmuck der Venus auf dem pompejanischen Wandbild Ares und Aphrodite, Neapel, Museo Nazionale, aus Casa di Marte e Venere, Helbig T. 320.

von Venus Dido zugeführt. Die Verbindung aller drei Figuren ist durch die Armhaltung der Göttin betont; auf die Verbindung der Außenfiguren haben wir schon oben hingewiesen.

So läßt die Szene des in sich geschlossenen Bildes als Deutung allein die erste Begegnung des trojanischen Helden mit der karthagischen Königin zu, die Venus mit Hilfe Amors in der Gestalt des jugendlichen Ascanius für ihren Liebling Aeneas gewinnen wollte. Beim Dichter sind es die Verse des I. Buches 656 ff., die von den Plänen der Göttin berichten und die Glut der sich anbahnenden Leidenschaft in den herrlichen Versen 654 f. erahnen lassen.

Auf gleicher Ebene mit dieser Hauptszene steht eine einzelne Figur der an Aeneas angrenzenden Schmalseite. Mit einer auch sonst in der Spätantike zu beobachtenden Unbekümmertheit ist durch solche Anordnung die Verbindung beider Szenen verdeutlicht. Der weitausgreifenden Schrittes forteilende Mann, bekleidet mit gestreiftem Mantel und den Speer auf der Schulter haltend, ist der fidus Achates. Er hält den Kopf erhoben und empfängt mit der Rechten den goldenen mit Juwelen geschmückten Kranz, den er mit anderen Geschenken nach den Worten des Dichters (I 645 ff.) von der abseits ankernden Flotte holen soll. Diese ist durch drei Ruderschiffe mit Segeln angeben. Der Bug der nach der Form gleichen Schiffe läuft hoch in einen Schnabelkopf aus; der Rammsporn ist bei dem Führerschiff fortgelassen, um die Figur des Achates nicht zu verunklären. Am Bug und hochragenden Deck sind die Tauen der rechteckigen Segel angebracht. Es ist möglich, daß die Rechtecke mit den Diagonalen seitlich an den Wänden der Schiffe Schilde sind, wie sie im I. Buch Vers 185 vom Dichter erwähnt werden⁶. Über die Reling schauen die Köpfe der Trojaner heraus mit weitgeöffneten Augen, den Kopf teils unbedeckt, teils bedeckt mit Helm oder phrygischer Mütze. Im Vorderteil des ersten Schiffes steht eine Einzelfigur, die in lebhafter Bewegung den Kranz Achates überreicht.

Fassen wir, wie ja auch vom Künstler beabsichtigt, beide Bilder einmal als ein Einheit, so sehen wir, daß mehrere Momente des Abenteuers in dem Gesamtbild erscheinen: die erste Begegnung und ein Gespräch des trojanischen Helden mit Dido, das Holen der Geschenke und die List der Göttin Venus. Wie verfahren hierin die Künstler der Vergilhandschrift? Das Motiv des Ascanius zeigt in dem Codex Vaticanus 3225 das Bild 12⁷. Da erscheint Cupido in der gleichen Tracht wie der Ascanius des Mosaiks. Venus auf einem Thron sitzend sendet ihn aus, das listige Werk zu beginnen. Da der nachfolgende erklärende Text zusammen mit dem Bild

⁶ So gedeutet von Ralegh Radford.

⁷ Fragmenta et Picturae Vergiliana Codicis Vaticani Latini 3225 Phototypice expressa consilio et opera curatorum bibliothecae Vaticanae editio altera emendata et aucta Romae 1930.

bei der Handschrift dem Leser vorlag, war die verkürzte und eindeutige Zusammenfassung des Vergilmosaikbildes für den Illuminator und Leser nicht erforderlich und konnte das Handschriftenbild mit reichem ausschmückenden Detail dieses Moment für sich allein behandeln.

Die erste Begegnung und die Aussendung des Achates faßt auch die Handschrift in einem einzigen Bild, dem Bild 11 zu den oben genannten Versen des I. Buches zusammen. Zu Füßen der Mauern Carthagos auf einem Thron sitzend empfängt Dido, hinter ihr eine Famula, den sie begrüßenden Aeneas und seine Begleiter, die auf den Köpfen die phrygische Mütze tragen, während Aeneas, wie in anderen Bildern der Handschrift, z. B. Bild 24, nur eine Binde im Haar trägt. Rechts eilt Achatas zu der nahebei liegenden Flotte, die durch die übereinander gestaffelten Schiffe charakterisiert wird. Vieles im Detail dieses Bildes, Form der Schiffe, die über die Reling schauenden Krieger, Kleidung und Gerät, zeigen in beiden Bildern Verwandtes. Am weitesten geht die Ähnlichkeit der Figuren des Achates. Bewegung und Gestus, Haltung des Kopfes, der Arme und Schrittstellung der Beine, sind so ähnlich, daß eine enge Verbindung hier vorliegen muß. Macht man sich darüber hinaus die Komposition beider Bilder klar, so ist der Aufbau bei beiden frappant ähnlich. Dazu ist es nötig, sich für einen Moment die seitlich einander folgenden Schiffe einmal übereinander quergestellt über Achates vorzustellen. Dann haben wir denselben Aufbau beider Bilder, nur daß Figuren und Seiten vertauscht sind, was unbedeutend ist.

Das Vierfigurenbild des Mosaiks ist von Radford anders gedeutet worden. Für ihn ist die Frau rechts nicht Dido, sondern ihre Schwester Anna⁸. So verlockend diese Interpretation anläßlich des auffallenden Gestus der Frau auch ist, so hält doch diese Deutung einer eingehenden Untersuchung nicht stand. Anna spielt beim Dichter zwar eine bedeutende Rolle. Ihre Anteilnahme an dem Geschehen des ganzen Abenteuers ist groß⁹. In den Illustrationen des Codex Vaticanus 3225, wie z. B. den oben erwähnten Bildern 24 und 11 geht sie offenbar in der neutralen Figur der Famula auf. Ist es somit schon unwahrscheinlich, daß entgegen den Handschriftenbildern das Mosaik eine so entscheidende Neuerung bringen sollte, so scheinen weitere Gründe diese Deutung unmöglich zu machen. Die von uns aufgezeigte enge Beziehung aller vier Figuren wäre schwer bei Anna zu erklären und der Kraft der Leidenschaft des Aeneas und dem Reiz der Scheu und Zurückhaltung der Königin wird sich keiner entziehen

⁸ C. A. Raleigh Radford hat offenbar ebenfalls die Deutung der Figur als Anna fallen gelassen. In einer mir freundlichst übersandten Zusammenfassung seines Vortrags vor der Vergil-Gesellschaft in London im November 1947 benennt er die Figur Dido, ohne die Gründe seiner veränderten Auffassung anzuführen.

⁹ Vgl. besonders Aeneis IV. 31 ff. und 416 ff.

können. Nicht Verschmitztheit liegt in dem Gestus der rechten Hand ausgedrückt, sondern Unsicherheit und zauderndes Überlegen. Auch die Gemeinsamkeit der Beinhaltung ist zu beachten. Vor allem aber darf eine der Hauptfiguren des ganzen Bildzyklus nicht in dem Hauptbild des Mosaiks fehlen. Außerdem weist die aufgezeigte enge Verbindung zu dem Handschriftenbild 11 auf die Gegenwart der Dido hin. Und schließlich erscheint die Interpretation als Anna zu gewagt und kompliziert, als daß sie gerade bei Mosaiken zu finden sei, wo selbst die Handschriftenillustrationen keine Notiz — oder nur mittelbare — von Anna nehmen.

Das entsprechende Bild der gegenüberliegenden Seite illustriert gemäß der auch in den Bildern des Codex geübten Regel von links nach rechts das Jagdabenteuer der Verse 129 ff. des 4. Buches. Dido, Aeneas und Ascanius reiten auf feurigen galoppierenden Pferden, ihre Mäntel wehen im Winde. Ascanius reitet etwas erhöht voran. Er blickt nach vorne, ganz vom Jagdfieber gepackt freut er sich seines Rosses (Vers 156 ff.). Hinter ihm auf dunkelfarbigem Pferd reitet Aeneas, der herrlichste von allen (Vers 141). Nackt bis auf den gestreiften Mantel, Stiefel und phrygische Mütze schaut er zu der geliebten Königin zurück, die im Herrrensitz einen Schimmel reitet. Auch sie ist nur mit dem wehenden purpurnen Mantel bekleidet (Aeneis IV 137 ff.). Im Haar trägt sie die beim Dichter erwähnte spitze Goldkappe, an den Füßen halblange Stiefel, wie sie nach den Worten der Venus (Aeneis I 336 f.) karthagische junge Frauen zu tragen pflegen.

Gerade die Jagdszene ist vom Dichter eingehend und reich geschildert. Das Mosaikbild bewahrt auch in diesem Fall nur die wesentlichen Einzelheiten, aber eine Abhängigkeit vom Text ist deutlich zu spüren. In dem Codex Vaticanus 3225 ist diese Szene nicht vorhanden. Daß sie aber zum Bildzyklus fest zugehörig ist, beweist ihr Vorkommen auf einem Mosaik in Halikarnass¹⁰. Hier füllt die Jagdszene ebenfalls ein Schmalbild aus, doch ist Thema und Komposition unterschiedlich, da Dido und Aeneas aufeinander zugaloppieren, um mit Speer und Hund ein wildes Tier in der Mitte zwischen ihnen zu jagen.

Das folgende Schmalbild unseres Mosaiks schließt sich inhaltlich und zeitlich an das Langbild an, so daß eine ähnliche Zusammengehörigkeit besteht wie bei den ersten beiden Bildern. Aeneas und Dido, gekleidet wie in den vorangegangenen Szenen, erscheinen hier in der tragischen Liebesumarmung, während die beiden flankierenden Bäume vom Sturm geschüttelt werden (Aeneis IV 160 ff.). Die Vereinigung der Liebenden vollzog sich in einer Höhle, die hier aus ähnlichen Gründen wie für die Details der bisher behandelten Szenen der Deutlichkeit halber fortge-

¹⁰ Vgl. C. T. Newton, *Helicarnassus, Cuidus and Branchidae*, London 1862, 284 f. Das Mosaik ist stark zerstört.

lassen ist. Der Illustrator der Handschriften konnte die Höhle leicht hinzufügen, wie das Bild der späten Vergilhandschrift (Codex Vaticanus Latinus 3867) beweist. Aber auch ohne Höhle sind durch das Mosaikbild die Worte des Dichters verdeutlicht.

Das Mittelbild gehört inhaltlich und sinnvoll zu dem Zyklus. Neben der Göttin, die in dem ganzen Geschehen so einflußreich und aktiv ist, erscheinen zwei Eroten, die eine nackt, in völlig geschlossener Haltung, mit traurigem Gesicht und nach unten blickenden Augen, hält die Hochzeitsfackel abwärts zum Zeichen des Todes für die unter ihm erscheinende Königin; der andere freudig bewegt, Kopf und leuchtenden Blick erhoben, mit einem schmalen Mäntelchen bekleidet, hält die Fackel hoch in der Rechten als Symbol des Lebens für Aeneas.

Datierung und Schlußfolgerungen

Die Badeanlage schloß einige Mauerteile einer früheren Anlage in sich, die etwa das Terrain des Korridors mit der Front des heißen Raumes, des Vorzimmers und des Ankleideraumes umfaßte. Die in der endgültigen Anlage gefundenen keramischen Reste gehören alle den bekannten Typen des späten 3. und des 4. Jahrhunderts an. Die kleine Zahl der Münzen stammt aus der gleichen Zeit mit überwiegend konstantinischen Prägungen, mit einer einzigen Ausnahme, die dem vorangegangenen Jahrhundert zugehört. Die späteste ist eine Münze des Kaisers Theodosius. So kann aus dem Münzbefund geschlossen werden, daß dieser Teil der Villa nicht vor dem Beginn des 4. Jahrhunderts entstanden ist, um 330 oder geringfügig später. Die eingehende Untersuchung der Münzen wird diese Datierung genauer festlegen können. Die Reparaturen an dem Mosaik setzen ebenfalls eine längere Benutzung des Bades voraus, bevor die Villa verlassen wurde und allmählich verfiel.

Die Ansetzung der Entstehung der Badeanlage um das Jahr 330 bestätigt auch der Stil des Mosaiks, der weitgehend mit dem der Vergilhandschrift des Vatikan Codex 3225 verwandt ist. Der Stil der Illustrationen des vatikanischen Vergil ist zuletzt von Friedrich Mehmel¹¹ im Zusammenhang seiner Untersuchungen über die Zeitvorstellung in der antiken epischen Erzählung Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Stils der Handschriftenbilder, ihre Interpretation und Beziehungen zum Text werden von ihm überzeugend dargelegt. Dadurch erweisen sich die Illustrationen des Codex weniger als nachahmende Arbeiten vorangegangener Vorlagen, als vielmehr als einheitlich spätantike Interpretationen des vergilischen Textes. Mehmel beseitigte auch endlich die langbestehende Unsicherheit der Deutung der Handschriftenbilder und erbrachte den überzeugenden Nachweis, daß die Illustrationen des Codex genau mit dem Vergiltext übereinstimmen. Eine

¹¹ Friedrich Mehmel, *Virgil und Apollonius Rhodius*, Hamburg 1940, 99 ff.

solche Übereinstimmung mit dem Text ist auch bei den Bildern des Vergilmosaiks vorhanden, freilich nicht in dem weitgehenden Detail der Handschriftenbilder, doch so, daß der Text stets leitend gewesen ist. Die Vereinfachung und Weglassung alles Überflüssigen entsprang dem Streben nach größter Deutlichkeit; hier liegt nicht Unvermögen vor, sondern bewußtes Wollen, das dazu den veränderten Materialbedingungen gerecht wird. Die lebendigen Menschen werden wie bei den Bildern der Handschrift aus der Verbindung der materiellen Welt gelöst, die fast völlig ausgeschaltet wird und nur noch als Zeichen bedeutsam ist wie in dem Umarmungsbild die flankierenden Bäume. Die Menschen selber sind mehr zu Gestalten geworden, ihre Handlungen sind in Pose verwandelt, geistige Beziehungen und Bedeutungen werden wie bei dem Vierfigurenbild bedeutsam.

Machen schon solche Züge die Gemeinsamkeit des Stils der Mosaikbilder und der Illustrationen des Codex offenbar, so tritt als weiteres gemeinsames Element das mit dem eben Dargelegten zusammenhängende Prinzip der spätantiken Axialität hinzu. Wieder ist das Vierfigurenbild am charakteristischen. Alle Figuren bis auf Ascanius sind en face gestellt und selbst der Blick des Knaben geht an Dido vorbei. Venus schaut ganz aus dem Bild heraus, ist eigentlich nur für sich da, ohne sich sehr um das ganze Geschehen zu kümmern. In dem Bild wird das Aufgeben der klassischen Wiedergabe noch gemildert durch die äußere Handlung der verbindenden Gesten. Dem gleichen Bedürfnis entspricht die Betonung der Blickführungen der Außenfiguren, die an das Bild 24 des Codex lebhaft erinnert.

Ist der Stil der Codexbilder und der Mosaikbilder somit verwandt, so mag noch einmal an die auffallende und entscheidende Parallelität von Bild 11 in der Handschrift und der zusammengefaßten ersten beiden Mosaikbilder erinnert werden. Diese Parallelität wird auf Grund des gemeinsamen Stils von besonderer Wichtigkeit und läßt zusammen damit nur zwei Erklärungen zu. Entweder liegt für beide Arbeiten eine gleiche Vorlage zugrunde, was dann darauf schließen läßt, daß eine ähnliche spätantike Handschrift dem Codex Vaticanus 3225 vorausgegangen ist. Oder — auch das ist bei der Gemeinsamkeit des Stils in Erwägung zu ziehen — die Bilder der Vergilhandschrift waren dem Mosaikkünstler bekannt; denn wenn eine Abhängigkeit eines von beiden angenommen werden muß, dann ist der Künstler, der ein geschlossenes Bild auf zwei Einzelbilder verteilt, der sekundäre.

Die Datierung des Codex Vaticanus 3225 ist immer noch eine ungelöste Frage. J. de Wit hat ihn in das 2. Viertel des 5. Jahrhunderts angesetzt¹².

¹² J. de Wit, *Die Datierung der spätantiken illustrierten Vergilhandschrift*, *Mnemosyne* 1935, 3. Serie, 3. Bd., 75 ff., mit weiterer Literaturangabe.

Für ihn ist das Vorherrschen der sinnlichen Wirksamkeit in einer Reihe von Bildern etwas, was noch in dieser Spätzeit bei dem einen oder anderen Künstler vorhanden ist, während andere Bilder der gleichen Handschrift von einer anderen Hand geschaffen, mehr dem eigentlichen Zeitstil entsprechen. Bei diesem tritt die Naturwahrheit zugunsten des Gedanklichen weit zurück. Aber das Ganze läßt sich auch umkehren. Wie so häufig bei Werken des 4. Jahrhunderts ist man auch im Falle der zeitlichen Ansetzung des Codex vor die Entscheidung gestellt, ob man spätantike Züge eines Werkes als schon vorweggenommene oder als noch klassische bewerten solle. Und je nach der Akzentverlagerung wird man bei Anerkennung der gleichen Entstehungszeit aller Bilder¹³ diesen »Zwiespalt« des Stils bewerten. Gegenüber de Wit hat F. Mehmel¹⁴ Gründe für die Frühansetzung (um 400) angeführt. Zuvor hatte schon A. Boeckler¹⁵ wegen stilistischer Übereinstimmung den Vergilius Vaticanus und die Italafragmente um 350—380 angesetzt. Der ganze Fragenkomplex bedarf dringend einer neuen großangelegten Untersuchung. Besteht die oben geäußerte Vermutung der Abhängigkeit des Vergilmosaiks zurecht, dann würde man auch mit der Ansetzung der Handschrift bis in das 2. Viertel des 4. Jahrhunderts hinaufzugehen haben. Die Lebendigkeit vieler seiner Bilder, die organische Form mancher Figuren, die Zartheit und Mannigfaltigkeit der Farben könnten neben anderen Gründen diese Frühansetzung rechtfertigen. Die endgültige Publikation und Datierung der Low Ham Villa und damit des Vergilmosaiks, das jedoch kaum wesentlich später als kurz nach 350 entstanden sein kann, wird darin hoffentlich Klarheit bringen.

Die Frage nach der Herkunft des Mosaikkünstlers kann nur kurz behandelt werden. Sicher scheint von vornherein, daß es kein einheimischer Künstler oder einer des römischen Britannien war. Entweder kam der Künstler aus dem Zentrum Rom oder was wahrscheinlich ist, aus Nordafrika. Beziehungen ähnlicher Art hat de Wit¹⁶ auch für die Bilder des Vaticanocodex nachzuweisen versucht. Von ihm wurde auch die Möglichkeit erwogen, daß die unmittelbaren Vorlagen der Handschriftenbilder nordafrikanische Mosaiken waren. Das Mosaik in Low Ham kann diese These insofern stützen, als auch die Anordnung des Mosaiks gedacht ist, von außerhalb betrachtet zu werden, was der zu kleine umgebende Rand nahelegt. Diese Eigenart weist nach Afrika, wo Figurenmosaiken in offenen Atrien angebracht wurden mit nach außen gewandten Figuren, die von Säulenumgängen aus betrachtet werden konnten.

¹³ So auch J. de Wit, a. O. 76.

¹⁴ a. O. 99, Anm. 1.

¹⁵ Degering-Boeckler, Die Quedlinburger Italafragmente, 187 ff.

¹⁶ J. de Wit, Vergilius Vaticanus und Nordafrikanische Mosaiken, Mnemosyne 1934, 3. Serie, 1. Bd., 217 ff.

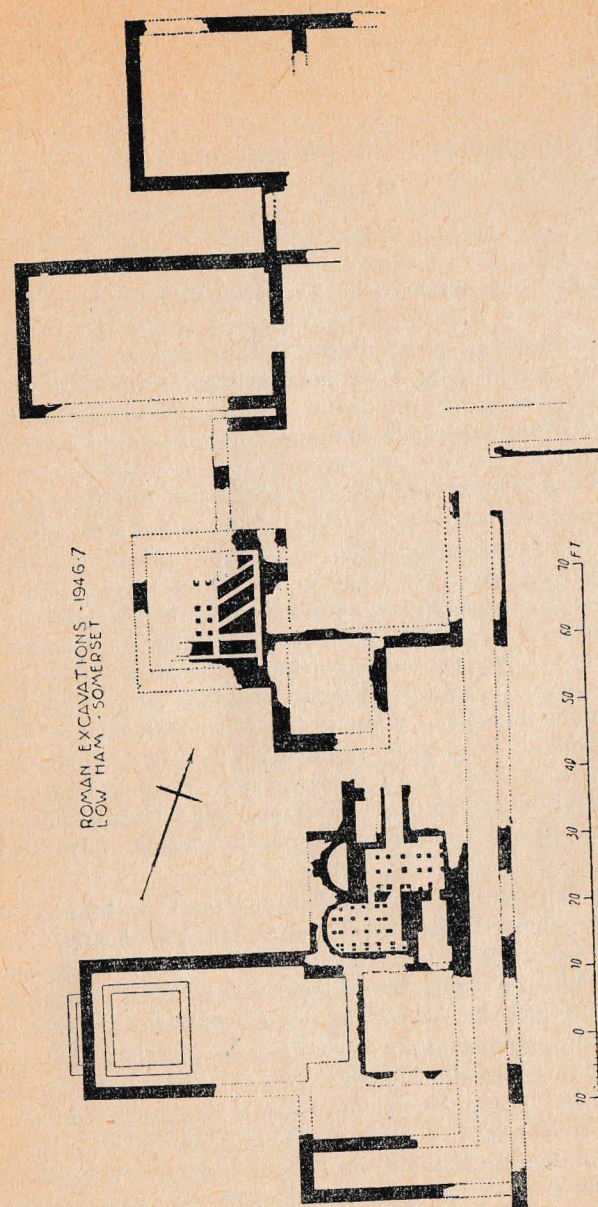


Abb. 1. Lageplan der römischen Villa von Low Ham

Anfangsunterricht im Lateinischen.

(Auszug)

Direktor P. Eduard Hörder.

Das Schwergewicht des gymnasialen Unterrichtes liegt in den Oberklassen. Die anderen Klassen sind Vorbereitung für die Oberstufe. Gewiß ist die sachliche Leistung nicht das Einzige, was die Schule an Erziehungsrbeit leisten soll. Aber ein bestimmtes Maß von Wissen muß dem Schüler vermittelt sein, damit er in der Oberstufe mit Erfolg arbeiten kann. Darum muß auch schon in der Sexta nicht nur Gemüt und Charakter gebildet werden, wir müssen auch von dem Sextaner ein bestimmtes Maß von Wissen und Fertigkeit verlangen. Auf diese sachliche Leistung kann das Gymnasium nicht verzichten, wenn nicht die ganze spätere Arbeit gefährdet werden soll. Es geht also nicht an zu sagen: »Der Schüler ist aufgeschlossen, wenn er auch nichts weiß«, oder »Er ist mit Phantasie begabt, wenn er auch kein Sprachverständnis zeigt«. So wertvoll all diese Gaben sind — er braucht sie auch auf dem Gymnasium, vor allem auf der Oberstufe, wo ohne Aufgeschlossenheit großen Ideen gegenüber alles sprachliches Können zwecklos ist — auch sprachliches Können und objektives Wissen sind lebensnotwendig. Darum müssen die sachlichen Forderungen vom ersten Jahre an ernst genommen werden. Er muß »den Ernst des Lebens kennen lernen«. Das braucht seine jugendliche Freude nicht zu zerstören, seine Unbekümmertheit nicht zu nehmen, soll ihn vielmehr verantwortungstolz und leistungsfreudig machen.

Wie steht es mit den sachlichen Leistungen unserer Unterklassen? Wie stand es mit ihnen unmittelbar vor dem Kriege? Man hat wiederholt geklagt, daß die lateinischen Leistungen früher besser waren. Dieser Vorwurf ist berechtigt; auf den Unterklassen sind die Leistungen nicht so, daß sie eine erfolgreiche Arbeit auf den Oberklassen sichern.

Der Junge von heute ist anders als der Junge, der vor einer Generation in die Sexta kam. Heute ist die Jugend freier, aufgeschlossener, gewekter. Das ist ein Vorteil gegenüber früher. Damals war die Jugend schüchterner als heute. Haben die Ereignisse des Krieges und der Nachkriegszeit einen verderblichen Einfluß auf die Jugend ausgeübt? Gemütsmäßig sind die Jungen nicht so schwer mitgenommen, wie wir Erwachsenen es erwarten sollten. Schrecklichste Erlebnisse sind an ihnen, anscheinend

ohne Spuren zu lassen, vorübergegangen. Jungen, die schlimmste Greuel mitgemacht haben, können heiter und unbefangen sein. Trotzdem aber hat das Zeitgeschehen seinen Einfluß ausgeübt. Die Jungen sind realistischer als früher. Sextaner fragen den Lehrer: »Was kann ich denn später mit Latein anfangen?« Sie sind skeptisch und mißtrauisch. Als ein Lehrer einmal in der Klasse etwas versprach, bekam er zu hören: »Ja, was so Erwachsene schon versprechen.« Sie sind ferner pietätlos und unaufrichtiger als früher. Der Lehrer stellt immer wieder Lügen fest, die nicht aus einer kindlichen Not entstanden, sondern aus Haltlosigkeit und Hemmungslosigkeit, ja sogar aus pathologischer Veranlagung. Überhaupt stellt der Lehrer heute mehr psychische Defekte fest als früher, z. B. eine dem Alter nicht entsprechende Nervosität, sprachliche und andere nervös bedingte Hemmungen, eine vor allem auch durch Mangel in der Ernährung bedingte Gedächtnisschwäche und oft auch eine regelrechte körperliche Allgemeinschwäche. Sind diese Jungen fähig, die für das Gymnasium erforderliche Leistungshöhe zu erreichen?

In welcher Vorbildung kommen die Jungen zur Schule?

Die Grundschule hat eine schwere Aufgabe. Bei der übergroßen Schülerzahl kann sie oft nicht leisten, was sie müßte und möchte. Aber auch vor dem Kriege hat man schon festgestellt, daß der Plan der Volksschule nicht auf die höhere Schule abgestimmt ist. Nun kann man selbstverständlich nicht verlangen, daß die Volksschule ihre Aufgabe nur darin sähe, ihre Schüler auf die höhere Schule vorzubereiten. Aber es wäre doch wünschenswert, wenn der Lehrplan der Volksschule auf den Übergang zur höheren Schule mehr Rücksicht nähme. Die Volksschule darf die Jungen nicht nur zu aufgeweckten Menschen machen, sondern muß ihnen auch ein bestimmtes Maß von Wissen vermitteln. Die Jungen sollen nicht nur ihrer eigenen Phantasie, sondern auch den Gedankengängen anderer folgen lernen. Das haben die Jungen vielfach von der Volksschule noch nicht mitgebracht. Bezeichnend ist auch der vielfach festzustellende Unterschied zwischen dem Gutachten, das die Volksschule beim Übergang auf die höhere Schule ausstellt, und den tatsächlichen Leistungen der Sextaner. Immer wieder kommt es vor, daß Jungen wegen ihrer angeregten Gewektheit ein gutes Zeugnis mitbringen und sich dann im Sextaunterricht allmählich als Blinder herausstellen. Es wäre also wünschenswert, daß die Grundschule sich in ihren Forderungen ein wenig nach den Forderungen der höheren Schule ausrichtete.

Über den Geist des Sextaunterrichts.

In der Sexta muß der Geist der Freude und des Frohsinns herrschen. Der Lehrer selbst muß sich beim Eintritt in die Klasse stimmen. Kinder verstehen es nicht, daß ein Erwachsener seine Sorgen außerhalb der

Schule haben und in die Schule mitbringen könnte. Sie beziehen also eine schlechte Laune des Lehrers immer irgendwie auf sich. Das verdirbt den Unterricht. Der Lehrer muß Humor mitbringen. Die Unterrichtsstunde muß ein Vergnügen werden. Die Jungen müssen zu Hause erzählen: »Wir haben am liebsten Latein.« Es lassen sich über das »Wie« keine Vorschriften machen, aber negativ läßt sich einiges sagen: Nicht griesgrämig, nicht launisch, nicht bissig, nicht kränkend, nicht bitter sein, auch und vor allem nicht Versagern gegenüber! Die Jungen müssen spüren: der Lehrer verlangt zwar viel, aber er ist doch gern bei uns. Natürlich müssen die Jungen fest angefaßt werden, aber in froher Gerechtigkeit. Der Unterricht soll freudig, lebendig und interessant sein, wenn auch der kluge Lehrer nicht das Interessante lernen lassen wird, sondern das Notwendige. Und Latein ist nicht weniger interessant als die anderen Fächer auch. Diese freudige Atmosphäre zu schaffen, ist Sache der guten Willens, nicht einfachhin der natürlichen Veranlagung. Der Lehrer muß selber froh sein wollen, dann ist er froh und auch die Klasse froh.

In der Sexta muß ferner eine Atmosphäre der Arbeitsamkeit herrschen. Fleiß muß Selbstverständlichkeit sein. Der Leistungswille muß mit allen sittlich erlaubten Mitteln geweckt werden. Der Junge muß stolz darauf sein, daß er was lernen darf. Stolz nicht im Sinne des Vorkriegspennälers, der sich wegen seiner soz. Stellung anderen überlegen fühlt, sondern im Sinne eines jungen Menschen, der sich seiner Kraft bewußt ist und aus sich herausholen will, was sich nur herausholen läßt. Darum muß der Lehrer darauf sehen, daß das berechtigte Selbstvertrauen wächst. Der Lehrer muß mehr Mut zu machen und zu loben als zu tadeln suchen. Auch die Selbsttätigkeit muß gesteigert, der Ehrgeiz geweckt werden. Gewiß ist der Ehrgeiz ein pädagogisches Problem, aber das Problem wird nicht dadurch gelöst, daß man den Ehrgeiz ausschaltet; die Schüler müssen es lernen, die Triebkraft des Ehrgeizes in sittlich einwandfreier Weise auszunutzen. Also: der Schüler soll sich aus Ehrgeiz bestreben, mit seinen Kräften das Bestmögliche zu leisten, nicht aber den Gegner vernichten. Aufgabe des Klassenlehrers ist es, Strebertum im üblen Sinne von vornherein zu beseitigen. An manchen Schulen ist es Sitte, zu Ostern Preisverteilungen für die besten Zeugnisse, für den größten Fleiß usw. auszustellen.

Hausarbeiten: Vor allem in unerbittlicher Konsequenz. Jeden Tag das gleiche Maß. Jeden Tag, wenn irgend möglich, schriftliche, mündliche und Wiederholungsaufgaben. Und ein gehöriges Maß. Die Schüler müssen jetzt lernen, daß sie auf dem Gymnasium sind und daß das Arbeiten notwendig zum Gymnasium gehört. Lieber jeden Tag ein gehöriges Maß Aufgaben und dann ab und zu einmal einen aufgabenfreien Nachmittag, als stets Aufgaben. Daß diese Aufgaben auch immer irgendwie kontrol-

liert werden müssen, ist selbstverständlich. Natürlich muß der Lehrer oftmals den Kleinen erst beibringen, wie man überhaupt arbeitet. Wie lange dauert es, bis die Sextaner erst einmal den ersten Buchstaben gemalt haben. Fixigkeit, Überblick und Beharrlichkeit kennen sie noch nicht.

Ein Wort über Klassenarbeiten: Lieber leichte Arbeiten, aber streng zensieren, als schwere Arbeiten und milde zensieren. Lieber kleine Arbeiten und öfter, als große Arbeiten und selten. Die Hemmungen, welche sich heute noch mehr als früher gerade bei Schulanfängern zeigen, werden durch häufige Arbeiten, insbesondere auch Übungsarbeiten, gemildert. Daß die Arbeiten der Sextaner unter Aufsicht des Lehrers in der Klasse verbessert werden müssen, ist selbstverständlich. Die Sauberkeit der Hefte und ordentliche Schrift bleibt eine Crux des Sextalehrers. Die allgemeine Erfahrung ist leider doch die, daß die saubere Schrift, die die Sextaner von der Grundschule mitbringen, im Laufe der Unterklassen sich vielfach verschlechtert. Da hilft nur eiserne Konsequenz von seiten des Lehrers, gegebenenfalls Einordnung in einen Schreibunterricht.

Darbietung des Stoffes:

Der Unterricht muß korrekt sein, so, daß wir in höheren Klassen nicht widerrufen müssen, was wir in der Sexta lehrten. Trotzdem muß manches schablonisiert werden. So mag z. B. der Ablat. »navi« vorkommen; für die Sexta gibt es aber nur den Ablativ »nave«. Der Stoff muß konzentriert dargeboten werden. Wir dürfen nur das Wesentliche lernen lassen, der Lehrer mag gelegentlich sein größeres Wissen verwerten, um den Unterricht interessant zu machen. Aber es darf nicht alles zum Lernstoff werden. Manche Dinge (ungeschickte lat. Ausdrücke u. ä.) wird der Lehrer oft nur einfach verbessern, ohne sie als Fehler anzusehen. Die Regeln müssen dem Kinde formelhaft gegeben werden. Das entspricht dem stark gedächtnismäßig arbeitenden Kinde. Eine dieser Formeln wäre etwa: »Der Ablativ steht auf die Fragen womit, wodurch, wovon und wann.« Auf das Stichwort Ablativ muß alles andere einfallen. Diese Formeln müssen einwandfrei und für das Kind verständlich sein. Außerdem müssen sie so oft wiederholt werden, daß sie automatisch kommen, wenn sie am Platze sind. Die Grammatik muß aber auch klar und rational gegeben werden, d. h. wir sollen der Verstandestätigkeit des Schülers etwas zumuten. Wenn einmal geschrieben wurde, es lasse sich unmöglich ein wirklich Verständnis sprachliche Vorgänge erzielen, darum solle man z. B. nicht in der Sexta die 3. Dekl. in die konsonantische, reine i-Dekl. und die gemischte auflösen, so heißt das nichts anderes als ver-zichten, wo es nicht nötig ist, ja, wo es schädlich ist. Ein anderes Beispiel: Auch der Sextaner versteht sehr gut die charakteristischen Unterschiede zwischen deutschem und lateinischem Stil, die Vorliebe des Lateiners für

das Passiv, die korrektere Tempusbehandlung im Lateinischen, die Geschichte der Fremdwörter und Lehnwörter. Er begreift gut, was eine Analogie ist, daß »esse« mit dem Dativ dem Deutschen »haben« entspricht, daß »res« meist alles andere als »Sache« bedeutet. Die Behandlung des Passivs in die V zu verschieben, ist abwegig. Wer diese Dinge als 10/11jähriger nicht begreift, gehört nicht auf die höhere Schule. Natürlich ist es Sache des Lehrers, die Verstandestätigkeit des Kindes Schritt für Schritt anzuregen. Er muß vom konkreten kindlichen Denken ausgehen, aber zum abstrakten Denken führen. In diesem Sinne muß er z.B. die Schülerfrage behandeln. Die Schülerfrage ist wertvoll, aber nur, wenn sie gezähmt ist. Der Schüler muß es lernen, seine Fragen im Sinne des Unterrichtes zu stellen. Abwegige Fragen müssen schon von anderen Schülern als solche abgewiesen werden. Die Fehlerquelle muß aufs genaueste festgestellt werden. Niemals darf der Lehrer Unklarheit und Unkorrektheit dulden.

Wie steht es mit der Bindung ans Lehrbuch? Im allgemeinen kann man nur sagen, daß ein guter Lehrer und ein schlechtes Buch einen guten Unterricht, aber ein schlechter Lehrer und ein gutes Buch einen schlechten Unterricht ergeben. Das Lehrbuch darf nicht die Knechtung der Lehrer-individualität herbeiführen. Der Lehrer muß über den Stoff verfügen können, ohne sich ängstlich ans Buch zu halten. Doch hat auch dies seine Grenzen. Sie lassen sich etwa folgendermaßen beschreiben:

Der Lehrer muß sich an den Stoff der Lehrpläne seines Jahrganges halten. Er darf nicht vergessen, daß die Zahl der »wandernden Schüler« größer ist als je zuvor. Auch muß sein Nachfolger genau feststellen können, was die Klasse eigentlich durchgenommen hat.

Aber auch der Schüler muß jederzeit sagen können: »Das haben wir gehabt und das nicht.« Sonst werden die notwendigen Repetitionen erschwert. Wir dürfen uns also nicht so weit vom Buche entfernen, daß der Schüler nicht mehr repetieren kann. Auch die Eltern usw. wollen gelegentlich Vokabeln abhören können. Daraus ergibt sich, daß Umstellungen im Stoff durchaus erlaubt sein können. Sie bieten mitunter Vorteile. So werden wir in Quinta und Quarta manche Erscheinungen früher besprechen, als sie die meisten Lehrbücher bringen, weil wir unsere Schüler früher an die Lektüre führen wollen. In jedem Falle aber muß ein Schüler immer ganz genau sagen können: »Dies muß ich wissen, das nicht.« Ganz uns vom Buche lösen dürfen wir nicht. Es ist ein gesunder alter Spruch: Eine schlechte gedruckte Grammatik ist immer noch besser, als die beste diktierter Grammatik.

Ehrlichkeit im Unterricht.

Wenn wir wieder Ehrlichkeit in die Klassen hineinbringen wollen, die weithin verloren gegangen ist, dann müssen wir zunächst einmal selber

ehrllich sein. Unehrliches Auftreten eines Lehrers hat verhängnisvolle Folgen auf die erzieherische Entwicklung seiner Schüler. Keiner ist so dem strengen, gerechten Blick anderer ausgesetzt, wie der Lehrer dem Blick seines Schülers. Der Lehrer vergibt sich wirklich nichts, wenn er einmal vor der Klasse einen Fehler, den er gemacht hat, gesteht, wenn er ein kleines Unrecht, das ihm unterlaufen ist, offen wieder gut macht. Dadurch gewinnt er nur bei seinen Schülern. Ferner muß er auch die Überzeugung haben, daß er seine Schüler wieder zur Ehrlichkeit erziehen kann. Es gibt Schulen, deren Schüler stolz auf ihr ehrliches Arbeiten sind. Eine bekannte Schule in Süd-Deutschland hat sogar das Recht, die schriftlichen Reifeprüfungsarbeiten ohne Aufsicht zu erledigen. Und es wird tatsächlich nicht dabei gemogelt. In der Sexta muß das Ringen um die Ehrlichkeit beginnen. Der Lehrer muß auf jede Unehrlichkeit achten. Die Schüler müssen wissen, daß sie mit der Unehrlichkeit einmal hereinfallen. Auch auf diesem Gebiete ist aber die positive Arbeit ungleich wertvoller als die negative. Ehrlichkeit darf als solche nie bestraft werden. Vergeßlichkeit z.B. braucht im allgemeinen nicht bestraft zu werden, wenn der Schüler sich selber meldet. Daß eine vergessene Hausarbeit nachgeliefert werden muß, ist für den Jungen selbstverständlich und wird auch nicht als Strafe empfunden. Auch soll der Lehrer behilflich sein und nicht den Weg zur Lüge leicht machen. Wenn ein Schüler seine Hausaufgabe nicht gemacht hat, so ist die Frage: »Hast du sie vergessen?« ungeschickt. Vielleicht hat der Schüler sie gar nicht vergessen, sondern absichtlich nicht gemacht. Da ist etwa die Frage: »Hast du sie verbummelt?« weit geschickter, denn sie verführt den Jungen nicht zu einer Schwindelei.

III. Einzelfragen zum Unterricht

Grammatik. Vorausgesetzt wird, daß der Schüler zur Verstandesarbeit überhaupt fähig ist, und das muß vom 10jährigen Durchschnittssexaner erwartet werden. Der Verfasser pflegt den Sextaunterricht mit einem intensiven Deutschunterricht zu beginnen. Die Wortarten, die Fälle, die Satzteile, müssen sicherer Besitz sein, ehe man mit Latein beginnt. Ein Satz wie »eum legatum misit« muß vom Sextaner ohne Zögern schon als doppelsinnig erkannt werden. Wer einmal Sonderkurse in Latein zu leiten hatte, der weiß, wie schwer die Einsicht und das Verständnis für die Grammatik den alten Schülern gefehlt hat. Für alle grammatischen Erscheinungen werden wir im allgemeinen die lateinischen Ausdrücke benutzen, aber dafür sorgen, daß sie den Schülern völlig klar sind. Die für die Satzteile üblichen Fragen müssen stereotyp werden. Wie der Architekt stets mit dem Metermaß in der Hand an seinem Bau arbeitet, so der Sextaner mit seinen Fragen.

Nebensätze behandelt der Verfasser erst dann, wenn sie in den Stücken vorkommen. Zunächst wird festgestellt, welches die Unterscheidungsmerkmale von Haupt- und Nebensätzen sind. Zunächst erscheinen Konjunkionalnebensätze. Dann werden die Jungen dazu gebracht, bei jedem vorkommenden Nebensatz die Frage zu stellen: Mit welchem Wort fängt dieser Nebensatz an? Wenn sich das oft genug wiederholt hat, suchen wir nach einem Namen für diese Wörtchen und finden dafür den Namen »Nebensatz-Konjunktionen« und für die Sätze den Namen Konjunkional-Nebensatz. Ähnlich machen wir es später bei den Relativ-Sätzen. Hier erhebt sich nur eine Schwierigkeit, da wir die Schüler daran gewöhnt haben, die Frage so zu stellen, daß genau mit den Worten des Satzes geantwortet wird. Wir halten trotzdem an unserer Regel fest. Auf diese Weise geht das Verständnis der Relativ-Sätze und ihrer Konstruktionen dem Jungen auf. Schließlich kommen die Fragenebensätze. Die Sextaner lernen auch vom ersten Fragenebensatz an gleich dazu: »Zum Fragenebensatz gehört Fragewort und Konjunktiv.«

Vokabelkenntnis: Gewissen Übungsbüchern wird der Vorwurf gemacht, sie brächten in Sexta zu viel Vokabeln. Im allgemeinen kann man den Sextanern ruhig etwas zumuten. Sie haben noch ein frisches Gedächtnis. Wir sind ängstlicher als unsere Vorfahren, wenn es darum geht, das Gedächtnis unserer Jugend zu belasten. Vergessen wir eines nicht: Die Erfahrung zeigt, daß die in Sexta, Quinta und Quarta gelernten Vokabeln fest im Gedächtnis haften. Alles, was später gelernt ist, geht leichter verloren. Gewiß scheint die Gedächtnisforschung nachgewiesen zu haben, daß der Umfang des Gedächtnisses beschränkt ist und nicht durch Übung erweitert werden kann. Aber es ist sehr fraglich, ob wir den bestehenden Umfang des Gedächtnisses überhaupt ausnutzen. Früher war man darin unbedenklicher. Einige Grundsätze zum Vokabellernen:

Wenn noch der alte Schultz in seinem Übungsbuch aus dem Jahre 1854 erst die Wörter lernen läßt und dann am folgenden Tage die zu den Wörtern gehörigen Stücke in der Schule durchnimmt, so werden wir doch im allgemeinen den umgekehrten Weg gehen. — Der Lehrer muß sich darüber klar sein, daß er seine Schüler das Vokabellernen erst lehren muß. Er muß ihnen zeigen, was und wie wichtig die geistige Konzentration ist, daß zunächst einmal der feste Wille vorhanden sein muß, in möglichst kurzer Zeit das Vokabelpensum zu erledigen. Dann muß er ihnen zeigen, wie man mit Augen, Ohren und mit dem Munde lernt (visuelles, akustisches, motorisches Gedächtnis). Er muß es ihnen regelrecht vormachen, wie die visuelle Phantasie das Wort gedruckt gewissermaßen sieht, wie er das Wort im Geiste hört, wie er das Wort genau und deutlich ausspricht und gewissermaßen so die Bahnen des Gedächtnisses ausschleift.

Auch das Schreiben der Vokabeln hat den Sinn, das Gedächtnis zu stützen. Nach der Gedächtnisforschung führt ferner öfteres Lernen

schneller zum Ziele als einmaliges längeres Lernen. Der Lehrer wird mit seinen Sextanern in der Klasse mit der Uhr in der Hand das Auswendiglernen üben. (Er wird sehen, daß manche kleinen Gedächtniskünstler in ein paar Minuten eine ganze Spalte völlig neuer Vokabeln lernen.) Wenn Versager vorkommen, muß er untersuchen, woher das Versagen stammt. Er muß fragen, wie, wann und wo der Schüler gelernt habe. Er muß dann festzustellen suchen, ob ein akustischer, visueller oder motorischer Typ vorliegt und demnach den Schüler beraten. Manchmal wird er dabei auf Seh- oder Hörfehler stoßen, die bisher ungeachtet blieben.

Formenlehre: Das Paradigma müssen wir »büffeln« lernen. Eine wichtige Hilfsfrage bleibt immer: »Wie heißt die entsprechende Form von *delere*?« Auch Futurum 1 und 2 werden wir üben lassen. Jedesmal machen wir uns dann lustig über die bizarren deutschen Formen (»wir brauchten sie eigentlich nicht«). »Aber wer ist genau?« Die lateinischen Formen sollten nach den 5 *finis* immer wieder erklärt werden. Auf diese abstrakte Formenerklärung sollte man nicht verzichten. Es ist nicht nur eine gute logische Schulung; es gibt auch Formen, die gar nicht oder nur schwer übersetzbar sind und darum in *abstracto* verstanden sein müssen. Viel Freude machen den Kleinen sogenannte Formenschlachten. Auch Formenarbeiten sollte man schreiben lassen. Sie brauchen nur ein paar Minuten zu dauern.

Herübersetzen: Von vornherein muß der Sextaner erfahren, daß es zwei Methoden des Übersetzens aus dem Lateinischen gibt: die der wortwörtlichen Übersetzung und die des Zerlegens. Beide Arten sind gleich wichtig. Die erste ist die natürlichere. Die zweite ist aber ebenfalls völlig unentbehrlich. Ja, selbst wenn ein Satz nach der ersten Methode übersetzt ist, werden wir uns in der Sexta stets durch kürzeste Stichproben nach Satzteilen, *Casus* usw. erkundigen. Das allein sichert das wirkliche Verständnis des Satzes. Ferner müssen wir unter allen Umständen eine gute Übersetzung fordern. Derartige Übungen machen die Jungen gern. Hinweise auf verschiedene Auffassungen in den beiden Sprachen (a *tergo* — im Rücken) werden wir uns nicht entgehen lassen. In Hausarbeiten (Herübersetzungen werden in Klassenarbeiten noch nicht auftreten) sollte man eine in Klammern gesetzte wörtliche Übersetzung dulden, wenn der Schüler glaubt, sich vom Wortlaut des Textes bedenklich weit entfernt zu haben.

Hinübersetzungen. Die Hinübersetzung kann in Unterklassen, vor allem in Sexta, nicht entbehrt werden. Hier hauptsächlich lernt der Schüler Grammatik und Syntax anwenden. Die Regeln prägen sich durch den Brauch am besten ein. Sinn der deutschen Übersetzung ist das Einüben der Regeln und Formenlehren, nicht dagegen das Aussuchen eines passenden lateinischen Ausdruckes für irgendeine ab-

gelegene oder sonderbare deutsche Phrase. Selbstverständlich hat auch das seinen Wert, aber, wenn das Ziel des Unterrichtes nicht mehr die deutsch-lateinische Übersetzung ist, verlieren wir mit dieser Übersetzungsübung zu viel Zeit. Sie darf wohl ab und zu vorkommen, macht auch den Jungen Freude, darf aber nicht das tägliche Brot sein. Die normale Übung ist vielmehr folgende: Kurze Sätze, die die grammatischen Schwierigkeiten bringen, mit einfachem deutschen Ausdruck, für den die lateinischen Entsprechungen leicht zur Hand sind. Verfehlt sind solche Sätze, bei denen der Junge erst lange überlegen muß, welcher lateinische Ausdruck wohl passen möge. Der Erfolg ist nur der, daß der Sextaner glaubt, alles geleistet zu haben, wenn er das richtige Wort gefunden hat. Man sollte auch mit den gewöhnlichen Wörtern ein brauchbares und stilistisch unanfechtbares Deutsch schreiben können. Zu weiteren Übungen ist die Herübersetzung da.

Zur lateinischen Aussprache: Wichtiger als die Frage, ob Cicero oder Kikero gesprochen werden sollte, ist das sinn gem ä ß e Lesen. Soweit als möglich sollte man auch auf Längen und Kürzen achten.

Es gehört Geschick, Kraft und Güte und Geduld dazu, dem Sextaner die Forderungen des Gymnasiums erträglich zu machen. Mit drakonischer Strenge erreicht der Lehrer nur, daß sich das Kinderherz verschließt und abwendet, daß sich verhängnisvolle Komplexe bilden. Es ist eine Sache erzieherischer Liebe, Kinder zu bilden. Das müssen auch die Knaben spüren. Dann sind unsere Forderungen nicht zu hoch, dann gehen die Jungen begeistert mit. Wenn nun einer versagt? Dann prüfen wir, warum er versagt. Wenn er unfähig ist, dann sorgen wir, daß er die Schule verläßt, sorgen aber auch, daß es nicht zu einem seelischen Trauma kommt. Auch bei den Eltern findet man meist Verständnis. Sie müssen einsehen, daß sie ihren Kindern keinen Gefallen täten, wenn wir sie auf der Schule quälten.

Die Ilias und die kretisch-mykenische Kultur.

(Auszug)

Univ.-Dozent Dr. Heinrich Drerup.

Die mehr und mehr sich festigende Einsicht, daß die Ilias nicht so sehr das Ergebnis einer zusammenfassenden Redaktion älterer Kleinepen, sondern das schöpferische Werk einer überragenden dichterischen Kraft darstellt, mußte notgedrungen auch die Anschauungen über die Beziehungen des Epos zur mykenischen Kultur beeinflussen. Indem man, statt eingefügtes ältergeformtes Gut nachzuweisen, im Werk den überall neugestaltenden Dichter nachzuweisen versucht, verwandeln sich die zum historischen Anlaß, d. h. zur mykenischen Kultur hinaufreichenden Bindeglieder aus übernommenen Literaturstücken in einen breit-fließenden Strom stets neu vorgetragener Sagenüberlieferung. Jedenfalls passen die an Zahl und Beweiskraft zusammengeschrunpften antiquarischen Parallelen zwischen Ilias und Mykene durchaus zu dieser mehr labilen Form der Überlieferung. Andererseits wird jetzt erst das Entscheidende, nämlich die durch die Jahrhunderte lebendig gebliebene Kunde einer großen Zeit in ihrer ganzen Tragweite faßbar. Gerade der Versuch, den Dichter der Ilias als eine historische Persönlichkeit des achten Jahrhunderts v. Chr. und die Ilias als ein vom Geist dieser Epoche getragenes Werk zu begreifen, läßt den Glanz, der dennoch aus der mykenischen Welt bis dorthin strahlt, um so heller aufleuchten.

Dies um so mehr, als die mit der mykenischen unlösbar verknüpfte minoische Kultur in der griechischen Überlieferung seltsam zwielichtig wirkt; die ganz verschiedene Beurteilung, die — ein singuläres Phänomen — die Gestalt des Minos erfuh, ist hierfür bezeichnend. Unabhängig von den räumlichen und stammesmäßigen Faktoren, die das eine Mal verbindend, das andere Mal trennend wirkten, ist hier die jeweils verschiedene geistige Ausrichtung der beiden Kulturen entscheidend. Aufschlußreich ist hier vor allem die Tatsache, daß innerhalb der minoischen Kulturhinterlassenschaft sich kein Denkmal befindet, das auf ein historisches Ereignis Bezug nimmt, und das gleiche gilt für die zu Tausenden gefundenen Schrifttafeln, die, obwohl noch nicht entziffert, in ihrer lediglich geschäftlichen und verwaltungsmäßigen Natur erkannt sind. Dem steht das bekannte silberne Trichterrhyton gegenüber, das in einem der Schachtgräber zu Mykene zutage trat und den Ansturm auf

eine Stadt zu Lande und von der See her durch mykenische Krieger darstellt, »das älteste historische Bild in Europa« (Taf. III). Der dokumentarische Charakter des Silberrhytons macht es in höchstem Maße wahrscheinlich, daß der Heldengesang als Anfang einer Entwicklung, an deren Ende die Ilias steht, in mykenischer, nicht minoischer Umgebung entstanden ist, und zwar als gleichgerichteter Ausdruck einer Gesinnung, welche das bedeutsame historische Ereignis vom Alltäglichen unterscheidet und ihm Dauer zu geben wünscht. Als die tragende religiöse Grundlage ist dabei der Heroenkult anzusehen, dessen zentrale Stellung im mykenischen Geistesleben unter anderem aus dem Kuppelgrab, einer der monumentalsten Architekturformen der Antike, hervorgeht.

Die gleiche Gesinnung, die über das zeit- und zweckgebundene Anliegen hinaus — dieses der eigentliche Motor minoischen Kulturschaffens — auf das Dauernde zielt, erschließt sich aus der Architektur, die diesmal der Verherrlichung des lebenden Herrschers dient: Die Befestigungen von Mykene und Tiryns gehen in ihrem steinmäßigen Verband weit über die Möglichkeiten der damaligen Angriffstechnik hinaus (Tafel IV). Zusammen mit ihrer zweifellos beabsichtigten eindruckserweckenden Erscheinung sind sie gestaltetes Symbol eines machtvollen fürstlichen Seins und somit wiederum als historisches Selbstzeugnis betont kriegerisch-aristokratischer Färbung zu verstehen.

Darf hieraus auf ein historisches Selbstbewußtsein geschlossen werden, das die mykenische Lebensform gegenüber der kretischen auszeichnete, so ist diese Unterscheidung um so bemerkenswerter, als die künstlerisch reichere Erfindungskraft, die handwerkliche, technische, organisatorische Überlegenheit, die weithin verbreitete Kenntnis der Schrift auf der anderen Seite liegen. So sehr diese Unterlegenheit und Abhängigkeit die äußere Erscheinung der primitiveren mykenischen Kultur bestimmt hat, so ist es doch die vorbildlich gewesene minoische Kultur, die aus dem Bewußtsein der folgenden Jahrhunderte nahezu verschwunden ist. Nicht nur, weil sie überlagert worden ist von Mykene, sondern weil die hinter dem höheren Kulturniveau stehende Gesinnung nicht über den zeitgebundenen Zweck hinausdachte, also ein geschichtliches Bewußtsein noch nicht besaß, und dies im Gegensatz nicht nur zur mykenischen, sondern zu den umliegenden Kulturen, der ägyptischen, babylonischen, hethitischen überhaupt. Um so gewichtiger ist das Zeugnis der Ilias, das die vom mykenischen Reich durch ein halbes Jahrtausend hindurch ausströmenden geschichtlichen Kräfte auffängt und in zeitlos-gültiger Gestaltung weiter überliefert.

Die Wiederbegründung des Deutschen Altphilologen-Verbandes.

Im Programm der Lüdinghausener Altphilologen-Tagung war im Anschluß an den Vortrag des Oberstudiendirektors Dr. Kock über die augenblickliche Lage des altsprachlichen Gymnasiums eine Aussprache über die Wiederbegründung des Altphilologen-Verbandes vorgesehen. Zu Beginn dieser Aussprache führte Dr. Stephan y (Münster) etwa folgendes aus:

Angesichts der Frage der Neubegründung des Altphilologen-Verbandes ist zunächst ein Rückblick auf seine Tradition am Platze. Geegründet wurde der Deutsche Altphilologen-Verband (DAV) am 6. 4. 1925 während der Berliner Gymnasialtagung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht von einer Anzahl angesehener Universitätsprofessoren und Schulmänner. Zu seinen Pionieren gehören die Professoren Werner Jaeger, Eduard Fraenkel, Otto Regenbogen, Walter Rehm, Otto Immisch, Richard Meister und die Schulmänner Emil Kroymann, Hans Lamer, Max Krüger, Heinrich Weinstock, Oskar Viedebantt, Paul Gohlke, Arthur Krause. Die eigentliche Konstituierung des Verbandes und Abgrenzung seines Wirkungskreises gegenüber den Verbänden der »Freunde des humanistischen Gymnasiums« und des »Deutschen Gymnasialvereins« erfolgte sodann am 27. 9. 1925 auf der ersten Verbandstagung in Erlangen. Als seine Aufgabe bezeichnete der DAV »die Förderung des altsprachlichen Unterrichts sowie die tatkräftige Verteidigung und Vertiefung des humanistischen Bildungs- und Erziehungsgedankens«. Er wollte »die Vertreter der Altertumswissenschaft an Universität und Schule zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen und mit allen Vereinigungen zusammenwirken, die der Antike die ihr gebührende Stellung im Bildungswesen unserer Zeit zu erhalten streben«.

Es war die Zeit der Schulreformen in den einzelnen deutschen Ländern. Während die bereits bestehenden Fachverbände — so besonders die mathematisch-naturwissenschaftlichen — größten Einfluß auf die Gestaltung der Lehrpläne hatten, sahen sich die noch nicht organisierten Altphilologen plötzlich Lehrplänen und Stundentafeln gegenüber, die ihre schärfste Kritik herausforderten. Die von hervorragenden Vertretern der Altertumswissenschaft unter Führung von Werner Jaeger herausgearbeitete Neufassung der humanistischen Bildungsidee, die über den Historismus hinaus wieder die volle persönlichkeitsbildende Kraft des Neu-

humanismus gewinnen und dabei doch dessen Belastung durch den Gedanken des Normativ-Klassischen vermeiden wollte, forderte einen Neuaufbau des altsprachlichen Unterrichts im Geiste der neu gewonnenen Erkenntnisse. Die Buntschedigkeit des durch die verschiedenen Reformen in den einzelnen Ländern ganz verschieden gestalteten Schulwesens ließ den Wunsch nach größerer Einheitlichkeit lebendig werden. Die offenzutage tretende Vernachlässigung der Belange des altsprachlichen Schultyps, wie sie aus der utilitaristischen Einstellung weiter Volks- und Behördenkreise erwuchs, mußte bekämpft werden. All diese Aufgaben faßte der DAV mit großer Tatkraft an, und wer die wenigen Jahre von 1925 bis 1933 überblickt, in denen er frei wirken konnte, muß zu dem Ergebnis kommen, daß seine Arbeit durchaus erfolgreich war. Die Mitgliederzahl, die am 1. 4. 1926 ungefähr 3700 betrug, hatte sich bis 1932 nahezu verdoppelt; in den 28 Landesverbänden (einschl. Österreich) wurde eifrig gearbeitet; die großen Tagungen in Göttingen 1927, in Salzburg 1929 und in Trier 1931 zeigten die Fortschritte, die nicht nur in der äußeren organisatorischen Arbeit, sondern vor allem in der Vertiefung der humanistischen Bildungsidee erzielt worden waren. Als sichtbare Frucht unermüdlicher Arbeit konnte der DAV 1930 den »Altsprachlichen Lehrplan für das Deutsche humanistische Gymnasium« (Bln. Weidmann 1930) vorlegen, dem 1931 noch Lehrpläne für das Reformgymnasium und die Realanstalten folgten. Diese Lehrpläne waren als ideale Normallehrpläne für das ganze damalige Reichsgebiet gedacht; sie fanden bei den Fachgenossen ebenso wie in weiten Kreisen der Behörden und der Öffentlichkeit allgemeine Anerkennung. Ehe diese grundlegende Arbeit jedoch ihre schon in Aussicht stehende Auswirkung auf die amtlichen Lehrpläne zeitigen konnte, unterbrach der n. s. Umbruch die so verheißungsvoll begonnene Entwicklung.

Aber: »Desinunt ista, non pereunt!« Aus weitesten Kreisen der Altphilologen ist immer wieder der Wunsch nach einer Wiederbegründung des DAV an uns herangetragen worden, und das besonders dringend, seit auch die Mathematiker und Naturwissenschaftler sowie die Neuphilologen ihre Fachverbände wieder ins Leben gerufen haben. Und in der Tat, auch die heutige Lage des altsprachlichen Unterrichts stellt uns ganz ähnlich wie unsere Fachkollegen vor fast 25 Jahren vor eine Reihe von drängenden Aufgaben, die nur in gemeinschaftlicher Arbeit aller Fachgenossen gelöst werden können. Nach den großen geistigen Erschütterungen, die hinter uns liegen, gilt es, die humanistische Bildungsidee und insbesondere ihr Spannungsverhältnis zum Christentum erneut zu überprüfen. Auch das gegenseitige Verhältnis von Humanismus und Sozialismus bedarf der Klärung. Was Wissenschaftler und sonstige geistig Führende zu diesen Problemen schon gesagt haben,

muß von unseren Fachgenossen durchgearbeitet und auf etwaige Folgerungen für unsere Unterrichts- und Bildungsarbeit hin untersucht werden. Nach langen Jahren einer mehr oder minder großen Lockerung der Verbindung zwischen Schule und Wissenschaft wollen und müssen wir Altphilologen auch wieder enge Fühlung mit der wissenschaftlichen Forschung gewinnen. Und schließlich stehen wir auch heute wieder wie vor 25 Jahren vor dem Bilde einer untragbaren Buntschedigkeit des höheren Schulwesens, wobei in manchen Gebieten die Grundvoraussetzungen gerade für den Aufbau eines gesunden altsprachlichen Unterrichts völlig fehlen. Wir wollen dankbar anerkennen, daß sich in unserem eigenen Lande das altsprachliche Gymnasium z. Z. wohlwollender Förderung erfreut — gerade diese Tagung beweist es ja wieder — aber wir kennen auch die starken Gegenströmungen, gegen die wir auch hier auf der Wacht stehen müssen. Denn so gewiß letzten Endes die Zukunft der altsprachlich-humanistischen Bildung von ihrer Verwurzelung in den echten Werten der Antike und von ihrer geistigen Lebendigkeit abhängt, so sicher kann man auch einen gesunden und lebenskräftigen Baum zum Verkümmern bringen, wenn man ihm von außen her seine Äste absägt.

Ein kurzer Überblick über die soeben skizzierten Aufgaben zeigt schon, daß sie nur zu einem Teil auch von gleichstrebenden anderen Verbänden übernommen werden könnten. Ich denke da an das Verhältnis des DAV zum früheren Gymnasialverein und zu den Verbänden der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Auch diese um die Erhaltung der klassischen Bildung hochverdienten Vereinigungen sind ja ein Opfer der hinter uns liegenden Zeiten geworden, so daß sie z. Z. noch nicht wirksam sein können. Mit Freude hören wir von ihrem Wiederaufleben wenigstens zunächst in Süddeutschland, und von dem Erscheinen des ersten Heftes der nunmehr im 56. Jahrgang bei Winter (Heidelberg) erscheinenden wohlbekannten Zeitschrift »Das Gymnasium«. Wir wissen uns einig mit diesen Verbänden im letzten Ziel, der Erhaltung der Werte der Antike für die humanistische Bildung unserer Zeit, aber unsere Wege müssen naturgemäß verschiedene sein, da wir einen Zusammenschluß von Fachgenossen darstellen, während jene sich bewußt an die breiteren Kreise der Gebildeten wenden, um in ihnen die Liebe zum altsprachlichen Gymnasium als der Hauptpflegestätte der klassisch-humanistischen Bildung lebendig zu erhalten. Unsere Wirkungsbereiche ergänzen einander: das klassische Gymnasium bedarf der vom Geiste echter Wissenschaftlichkeit durchdrungenen und für die humanistische Bildungsidee begeisterten pädagogisch erfahrenen Lehrer ebenso wie der breiten Schichten von Männern und Frauen aller Berufe, denen die klassisch-humanistische Bildung Herzenssache ist. In dem gemeinsamen Eintreten für die Erhaltung und Förderung des altsprachlichen

Gymnasiums überschneiden sich dann wohl die beiden Wirkungskreise. So werden wir denn vom DAV aus dieselben freundschaftlichen Beziehungen zu den neu erstehenden genannten Verbänden pflegen, wie sie sich schon vor 1933 bewährt haben.

Als die Wiederbegründung des DAV daraufhin zur Diskussion gestellt wurde, stellte St. R. Hausmann (Düsseldorf) den Antrag, den Altphilologenverband zunächst für das Land Nordrhein-Westfalen neu zu gründen und sofort zur Konstituierung zu schreiten. Dieser Antrag wurde mit großem Beifall der rund 120 anwesenden Tagungsteilnehmer angenommen. Als vorläufige Leiter wurden durch Akklamation gewählt für Nordrhein: OStD Dr. Kock (Duisburg, Landfermannngymnasium); für Westfalen: OStD Dr. Stephan y (Münster/Westf., Paulinum u. Schillergymnasium); für Lippe: StR. Reich (Detmold, Leopoldinum). Die Geschäftsführung soll zunächst in Münster liegen. Die Genannten nahmen die Wahl an unter dem Vorbehalt, daß sie die erforderlichen Vorarbeiten durchführen würden, bis dann die endgültige Vorstandswahl auf einer zu gegebener Zeit einzuberufenden Hauptversammlung des Landesverbandes erfolgen könne. Als Sofort-Mitgliedsbeitrag wurde die Summe von 2 DM mindestens einstimmig festgesetzt und sofort eingezogen. Damit war der Landesverband Nordrhein-Westfalen des künftigen Deutschen Altphilologen-Verbandes konstituiert. StR. Wolbers-Osnabrück erklärte sich bereit, die Werbung für das Land Niedersachsen zu übernehmen.

Organisationsplan für den Aufbau des Deutschen Altphilologen-Verbandes.

Der Deutsche Altphilologen-Verband, der in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit einmal die Altphilologen aller deutschen Länder umfassen wird, gliedert sich in Landesverbände, die ihrerseits wieder die einzelnen Orts- und Bezirksverbände zusammenfassen.

Die Orts- und Bezirksverbände: In ihnen werden alle interessierten Altphilologen eines Ortes oder — bei kleineren Orten — eines Bezirks gesammelt zu Arbeitsgemeinschaften, die sich mit der wissenschaftlichen und methodischen Weiterbildung ihrer Mitglieder beschäftigen. Berichte über die Ergebnisse eigener Gedankenarbeit und der selbstgemachten Erfahrungen im Unterricht; Referate über wissenschaftliche, pädagogische, methodische Neuerscheinungen mit nachfolgender Diskussion; gemeinsame Lektüre eines besonders geeigneten antiken Autors stehen im Mittelpunkt der etwa monatlich einmal stattfindenden Zusammenkünfte, die auch der menschlichen und kollegialen Fühlungnahme dienen mögen. Wissenschaftliche Bücher und Zeitschriften, deren Beschaffung für den einzelnen zu kostspielig ist, beschafft der Ortsverband, läßt sie bei den Mitgliedern zirkulieren und deponiert sie endlich in einer kleinen eigenen Bücherei, falls nicht ein besonders interessiertes Mitglied sie gegen eine geringe Zuzahlung für seine Privatbibliothek erwerben will. Die Ortsverbände sind die lebendigen Einzelzellen des Verbandes; in ihnen wird die eigentliche fruchtbare Arbeit geleistet. Es kommt allerdings alles darauf an, daß unter ihren Mitgliedern nicht nur „Narthex-träger“, sondern auch möglichst viele „Bakchen“ sind. Solche aber finden sich auch unter den „Nurlateinern“, die ebenso als Mitglieder zuzulassen sind, wie auch sonstige Kollegen, die vielleicht ohne Lehrbefähigung altsprachlichen Unterricht erteilen und der Anregung und Weiterbildung besonders bedürfen, aber auch vor allzu starker altphilologischer Isolierung bewahren. Zwar wird die Ortsgruppe sich einen Vorsitzenden, Schriftführer und Kassenwart wählen, damit alles ordnungsgemäß zugehe, aber eines großen organisatorischen Apparates bedarf sie nicht. Was sich bei ihrer Arbeit ergibt an Nutzbringendem auch für andere oder an sonstigen Anregungen, das gibt sie an den Landesverband weiter. Als Jahres-Mitgliedsbeitrag wurden im alten DAV 2 M erhoben; von diesem Betrage erhielt der Landesverband 1,50 M, der Rest von 50 Pfg.

verblieb den Ortsgruppen. Bis zu einer Neuregelung durch die Hauptversammlung mag dieser Modus beibehalten werden.

Die Landesverbände umfassen die einzelnen Orts- und Bezirksverbände eines Landes der Deutschen Bundesrepublik. Ihr Vorstand wird von den Vertretern der Orts- und Bezirksverbände gewählt, die sich einmal im Jahre zu einer Hauptversammlung zusammenfinden. Gewählt wird jeweils für ein Jahr; Wiederwahl ist zulässig. Alle Mitglieder haben Zutritt und Redefreiheit; abstimmungsberechtigt sind aber nur die Vertreter der Orts- bzw. Bezirksverbände. Die Hauptversammlung setzt auch die Höhe der Mitgliedsbeiträge fest; sie nimmt den Bericht des Vorstandes über die Verbandsarbeit des letzten Jahres entgegen und umreißt das Arbeitsprogramm für das neue Geschäftsjahr. Aufgabe des Vorstandes ist es, die ihm aus den einzelnen Ortsverbänden zugehenden Anregungen entgegenzunehmen und allgemein zugänglich zu machen. Er hält möglichst enge Fühlung mit den Schulbehörden und Universitäten des betr. Landes, deren Anregungen er wieder an die Orts- und Bezirksverbände weiterleitet. Nach Möglichkeit gibt er ein Mitteilungsblatt heraus, um die Verbindung mit den Ortsverbänden und der Ortsverbände untereinander enger zu gestalten. Seine Aufgabe ist auch die Veranstaltung von überörtlichen Tagungen und Kursen, die der wissenschaftlichen und methodischen Weiterbildung der Verbandsmitglieder dienen, sowie die Vorbereitung der Hauptversammlung. Er pflegt freundschaftliche Beziehungen zu den anderen auf die Förderung der altsprachlichen Bildung bedachten Vereinigungen und vor allem zu den anderen Landesverbänden des Altphilologen-Verbandes.

Der Gesamtverband des DAV soll aus der Zusammenarbeit der einzelnen Landesverbände organisch erwachsen als die Gesamtvertretung der Altphilologen Deutschlands. Seine Geschäfte führt ein engerer Vorstand, der von den Vorsitzenden der Landesverbände jeweils auf 2 Jahre gewählt wird. Ihm zur Seite steht der erweiterte Vorstand, der aus den Vorsitzenden der Landesverbände besteht. Die gemeinsamen Angelegenheiten des Verbandes werden gefördert durch größere Tagungen, die in Abständen von 2 Jahren in verschiedenen Teilen deutschen Landes stattfinden. Außerdem werden Kommissionen gewählt, die bestimmte Aufgaben der Schulorganisation und Unterrichtsgestaltung bearbeiten. Der Gesamtverband gewährleistet die Zusammenarbeit der einzelnen Landesverbände. Sein Vorstand hält Fühlung mit den Zentralstellen des kulturellen Lebens in Deutschland und pflegt, soweit möglich, auch Beziehungen zu gleichstrebenden Verbänden des Auslandes. Er wird bemüht sein um die Herausgabe einer Zeitschrift, die alle Probleme des altsprachlichen Unterrichts zu behandeln und als Organ des DAV den Zusammenhang zwischen den einzelnen Landesverbänden zu wahren hat.

An alle Fachkollegen in deutschen Landen, besonders aber an die Direktoren der altsprachlichen Gymnasien, ergeht nunmehr der Aufruf: Gründet Orts- und Bezirksverbände des Altphilologenverbandes! Seid bemüht um ihre Zusammenfassung in Landesverbänden! Folgt dem Beispiel des Landes Nordrhein-Westfalen! Hier arbeiten schon in einer ganzen Reihe von Städten Orts- und Bezirksverbände; auch der Landesverband hat seine Tätigkeit aufgenommen. Schafft eine Zentralstelle in Eurem Lande, die die Anschriften aller Orts- und Bezirksverbände und ihrer Vorsitzenden sammelt! Die Vorsitzenden der im Lande Nordrhein-Westfalen neugegründeten Orts- und Bezirksverbände werden gebeten, ihre Anschriften und die Mitgliederzahl ihres Verbandes den vorläufigen Leitern des Landesverbandes mitzuteilen, und zwar:

für Nordrhein: OstD Dr. Kock, Duisburg, Landfermanngymnasium, Mainstr. 10

für Westfalen: OstD Dr. Stephany, Münster (Westf.), Paulinum und Schillergymnasium, Gertrudenstr. 5

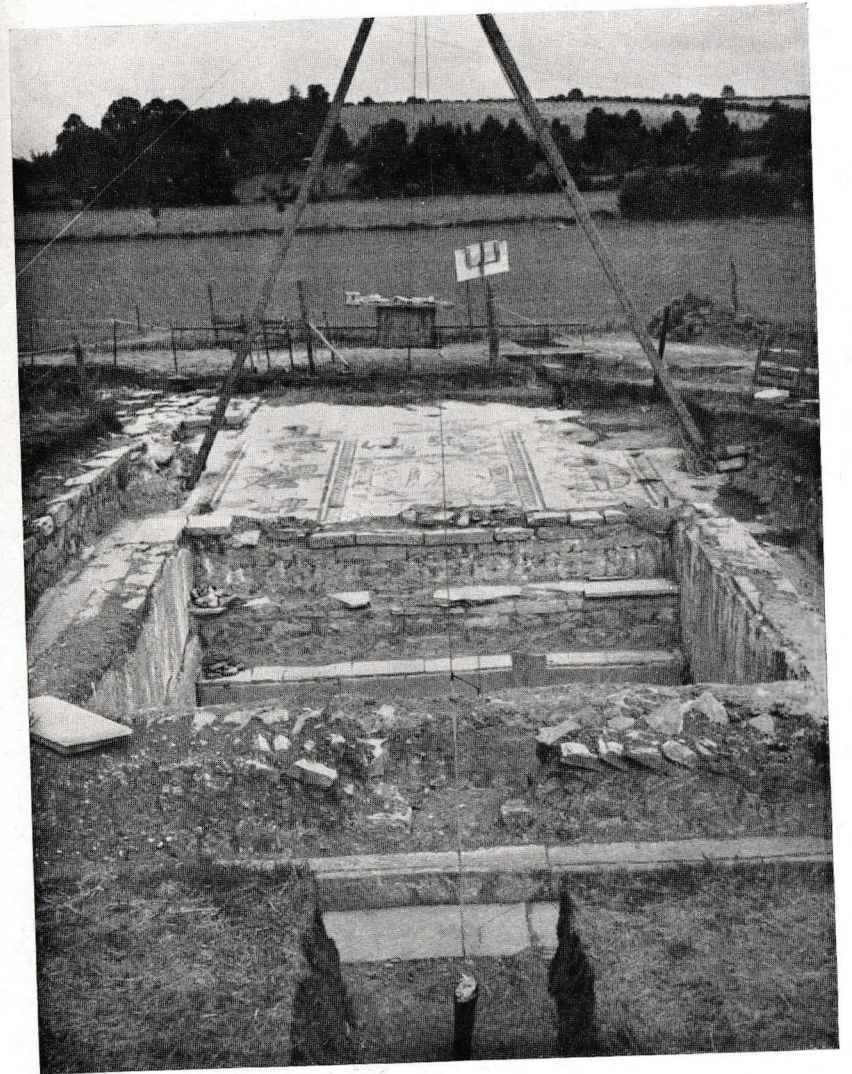
für Lippe: StR Hans Reich, Detmold, Leopoldinum

Im Hinblick auf den weiteren Aufbau des Verbandes wären die Genannten dankbar, wenn sie auch von der Bildung weiterer Landesverbände in Kenntnis gesetzt würden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Verhandlungen mit einem bekannten Schulbücherverlag schweben betr. Herausgabe einer die Probleme des altsprachlichen Unterrichts behandelnden Zeitschrift, die auch die Aufgabe eines Verbandsorgans übernehmen könnte.

Neue altsprachliche Lehrpläne.

Da die Vorarbeiten der Landesschulkonferenz in Nordrhein-Westfalen für eine grundlegende Schulreform beendet sind und ihr Ergebnis uns bald gedruckt vorliegen wird, müssen wir in nächster Zeit Lehrpläne für den altsprachlichen Unterricht ausarbeiten. Wir werden zu diesem Zwecke eine Kommission bilden, bitten aber alle Orts- und Bezirksverbände, sich an dieser Aufgabe zu beteiligen und die Ergebnisse an die oben genannten Anschriften zu senden. Auch jedes Einzelmitglied möge sich zur Mitarbeit aufgerufen fühlen. Auch Stellungnahme zu einzelnen Lehrplanfragen ist erwünscht!



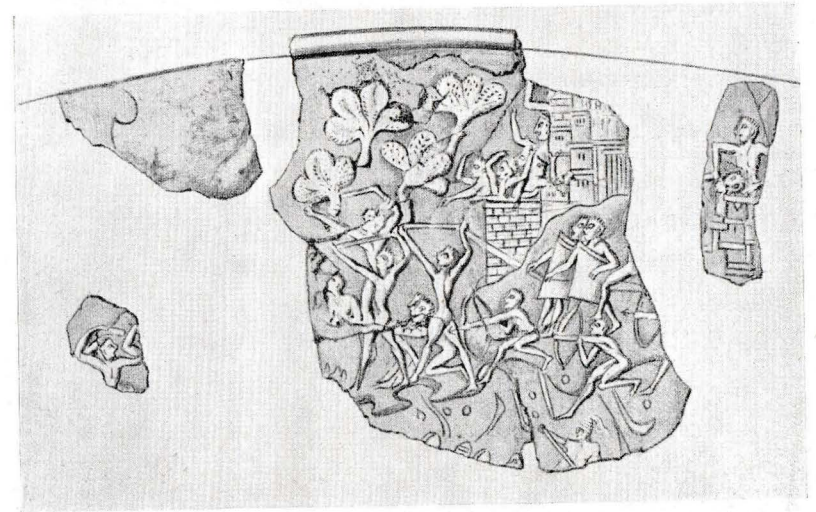
Frigidarium der Villa von Low Ham

Tafel I

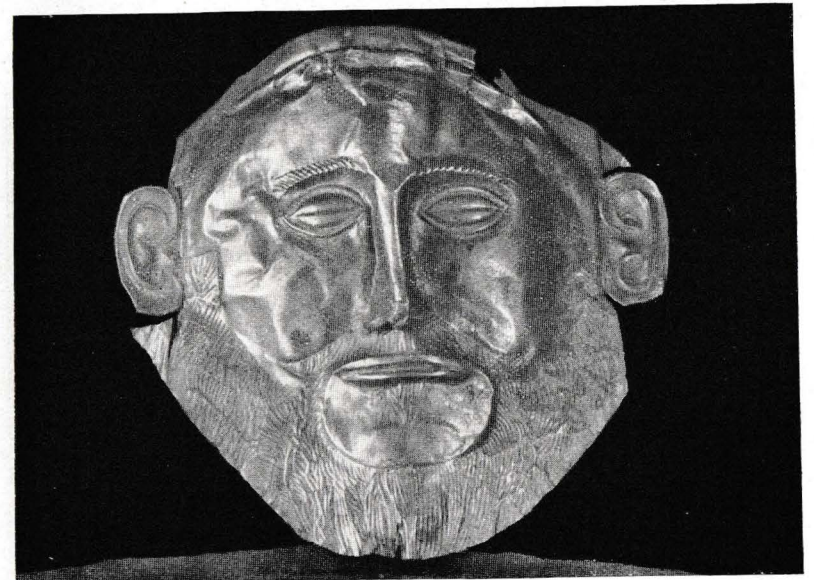


Vergilmosaik von Low Ham

Tafel II



Mykene, Reste eines Silberrhytons mit Belagerungsszene



Mykene, Goldmaske

Tafel III



Mykene, Haupteingang zur Burg (Löwentor)



Tiryns, Aufgang zur Innenburg